d. Pr.
942

<36627111070012 S
<36627111070012
Bayer. Staatsbibliothek

# Erzählungen interessanter Geschichten aus dem Leben merkwürdiger und berühmter Personen älterer und neuerer Zeiten.

Mit drey Kupfern.

Berlin,
in der Daisenberger'schen Buchhandlung.
1803.

20. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Sammler, Verfasser, und Herausgeber der hier zusammengestellten Geschichten, Ereigniße und Erzählungen, wünscht mehrere, des Aufbewahrens vorzüglich werthe Züge aus der an merkwürdigen Begebenheiten aller Art immer reichen Menschengeschichte durch die gegenwärtige Sammlung später der Vergessenheit zu überliefern, zur Verbreitung solider und nützlicher Lektüre mitzuwirken, und große Tugenden und edle Gefühle zu wecken.

Zu diesem Ende hat er sich möglichst bestrebet, das Belehrende mit dem Angenehmen zu verbinden, um dadurch seinen Zweck bey dem großen Publikum desto eher zu erreichen. Möchte doch auch der Erfolg seinen

Er-

Erwartungen entsprechen, und seine Hoffnungen erfüllen! Welch ein süßer Lohn für seine angenehme Mühe! Deßwegen hält er schon ein zweytes Bändchen bereit, wenn dieses die gewünschte Aufnahme findet.

D.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Agnes Bernauerinn. | 3 |
| Hachette, oder die Heldinn von Beauvais. | 11 |
| Die Gallierinn. | 14 |
| Die Reise auf den Glockner. | 32 |
| Die Wittwe aus Mexiko. | 51 |
| Die Mönche auf dem großen Bernhardsberge. | 55 |
| Mozart. | 58 |
| Einige Züge aus Desaix's Leben. | 65 |
| Naturspiele. | 84 |
| Die Engländer in Birma. | 87 |
| Der Abee l'Epee. | 100 |
| Iphigenia Desille, oder das Opfer schwesterlicher Liebe. | 100 |
| Englische Prellereyen. | 104 |
| Graf Rumford. | 107 |
| Der sonderbare Zweykampf. | 112 |
| Die Kapkolonie. | 115 |
| Latour-d'Auvergne, erster Grenadier der fränkischen Republik. | 127 |
| Die Insel Sankt Helena. | 132 |
| Die Spinnen lieben die Musik. | 138 |
| Der Mausefallenjunge. | 140 |
| Der Salzburger. | 145 |
| Heldenmüthige Menschenliebe. | 152 |
| Adam Lux. | 156 |


Son=

Seite

Sonderbare Naturerscheinungen. = = 164
Treue der Indianerinnen. = = = 168
Ephraim Pratt. = = 173
Niederländische Reinlichkeit. = = 175
Ein Dieb nach Grundsätzen aus Menschenhaß. 179
Ludwig und seine Familie im Tempel. = 188
Don Juan. = = = 196
Heinrich Ferdinand Buri. = 204
Anton Raphael Mengs. = = 207
Die Hexe von Bühelbach. = = 224
Die entdeckte Räuberbande. = = 229
Das Gefängniß zu Philadelphia. = = 235
Die Spinnen helfen den Franken Holland erobern. = = = 240
Wilhelm Rund. = = 242
Sonderbarer Kampf. = = = 249
August Delesalle, oder hundertstündiger Todeskampf. = = = 250
Die Beniner. = = 271
Karl Domeri. = = = 382

# Kurze
# und interessante
# Erzählungen
# aus
# dem Leben
# berühmter Personen
# älterer und neuerer
# Zeiten.

# Agnes Bernauerinn. *)

Zur Zeit, da noch Turniere und Fehden den deutschen Adel häufig beschäfftigten, und dichte Finsterniß über unser geliebtes, aber noch rauhes Vaterland schwebte, lebte zu Augsburg der Bürger Kaspar Bernauer, ungezweifelt bald nach seinem Tode vergessen, wenn ihn nicht die romantische Geschichte seiner Tochter Agnes in dem Andenken aller Zeiten erhalten hätte. Sie war, nach dem Zeugniße aller Historiographen, das schönste und edelste weibliche Geschöpf ihrer Tage. Ihr an allen Theilen schön gebauter, schlanker Wuchs, ihre langen blonden Haare, und ihr seelenvolles Auge gewannen ihr die Bewunderung, und die Tugenden ihres Herzens die Liebe aller ihrer Zeitgenossen. Man nannte sie auch nur insgemein den Engel. Zwar bewußt des Adels ihrer Seele, aber anspruchlos, und ohne Stolz auf die Vorzüge, womit sie die Natur so reichlich ausgestattet hatte, lebte sie an der Seite ihrer biedern Eltern harmlos und froh ihre Tage dahin, und freute sich, wenn Ritter und Edle mit deutscher Kraft Lanzen in den Schranken brachen, noch mehr aber, wenn sie von stillen, edeln Thaten, und dem Glücke der Menschheit hörte. Da geschah es einst, daß unter



*) Aus den besten Quellen mit kritischer Treue bearbeitet.

andern stattlichen Männern auch Herzog Albrecht, der Sohn Herzog Ernst's von Baiern = München, und Elisabethens von Mailand, nach Augsburg kam. Der Magistrat wußte nun, nach damaliger Sitte, den jungen Fürsten nicht würdiger zu beehren, als wenn er ein Turnier veranstaltete, besonders da eben die Karnevalszeit eingetreten war. Albrecht erschien inner den Schranken, kämpfte mit Schwabens Edeln, mit den Patriziern von Augsburg, sah hier Agnesen zum ersten Male; und der noch nie Besiegte ward — besiegt! Des Mädchens Graziengestalt hatte so unwiderstehlich auf den feurigen Jüngling gewirkt, daß er Thron und Purpur, und mit ihnen auch die Vorurtheile seiner Ahnen vergaß, und nur für diesen Engel zu leben, oder zu sterben schwur. Agnes staunte, als Albrecht ihr seine Liebe gestand; sie fand sich zu tief unter dem Herzoge, aber, weil ihre Tugend nur eheliche Liebe kannte, auch wieder in gewisser Hinsicht zu hoch über ihn geboren: und nur dann, als er sie nach Vohburg führte, und ihr dort am Altare vor Priester und Zeugen die Hand gab, gelobte sie ihm Liebe und Treue, und war sein auf ewig.

Vergessen aller Welt, verträumte hier der liebende Jüngling die schönsten Tage seines Lebens. Turniere und Hoffeste waren ihm gleichgiltig geworden; er sehnte sich nicht nach der Nähe des Thrones, und dem Prunkwerke der Paläste; er lebte einzig für seine Agnes, und die ganze Welt rings um ihn her bekümmerte

merte ihn nur mehr wenig. Allein, die Geschichte seiner Liebe verbreitete sich nur zu bald bis an seines Vaters Hof; fieng aber erst dann an, dem der Liebe selbst nicht abholden Ernst bedenklich zu werden, als der junge Herzog sich mehr als je zu Vohburg verweilte, selten nach München kam, dort wenig Behagen an den steifen fürstlichen Festen zu finden schien, und überhaupt seine ehemalige Heiterkeit nie mehr mit sich dahin brachte. Was war nun natürlicher, als daß der nur in seinen Ahnen, wie sein Sohn in seiner Agnes, lebende Vater auf ein Mittel bedacht war, eine Liebe zu zertrennen, die, nach dem Geiste jener Tage, für Baierns künftigen Regenten, ja für ganz Baiern selbst nicht anders als von den schlimmsten Folgen seyn konnte, sollte je dieses Mädchen dem fürstlichen Jünglinge Mehr als eine simple Nebengeliebte seyn. Dieses Mittel fand sich auch bald; und Anna von Braunschweig ward dem jungen Herzoge zur Gattinn bestimmt. Albrecht verwarf diesen Antrag; und bewies eben dadurch, daß ihm Agnes etwas Mehr, als eine simple Nebengeliebte sey. Ernst ahndete es auch, und die Weigerung seines Sohnes, der von Braunschweig seine Hand zu geben, erbitterte den ahnenstolzen Vater gegen Beyde im höchsten Grade. Er wandte daher Alles an, um Albrechten dahin zu bringen, einer in seinen Augen so höchst schädlichen, für Land' und Leute so verderblichen, kurz, einer Liebe zu entsagen, die er nie zugeben würde. Allein, da er, nach der Bestättigung der Geschichte, ein rauher,

heftiger Mann war, der selbst seine Schwester Sophie, Gemahlinn des König Wenzels von Böhmen, bemaulschellte, so verfehlte er hiedurch bey dem feurigen, liebetrunknen Jünglinge seinen ganzen Zweck, und bewirkte vielmehr, daß Albrecht nur desto fester an seiner Agnese hieng, ob ihm gleich von dieser Zeit an der heitern Augenblicke nur noch mehr wenige zu Theile wurden. Denn nicht genug, daß er seiner Liebe wegen der Kränkungen viele von seinem Vater erfahren mußte, so hatte er auch auf einem Turniere zu Regensburg der Spöttereyen, ja selbst der Mißhandlungen manche von der dort versammelten baierischen Ritterschaft zu erdulden.

Dieses bestimmte den in seiner reinen Liebe so unglücklichen Jüngling, Agnesen mehr denn je als seine eheliche Gemahlinn, ja selbst als Herzoginn von Baiern öffentlich zu erklären, ihr einen fürstlichen Staat und ein Schloß zur Wohnung in Straubing einzuräumen. Doch dem guten Mädchen ahnete nach so Vielem, was ihretwegen dem Herzoge beynahe tagtäglich widerfuhr, daß ihr Glück nur von kurzer Dauer seyn würde, sie sah sich schon im Geiste von ihrem Albrecht getrennt, und dachte nur an Tod und Grab. Sie baute sich daher im Kreuzgange des Klosters der Karmelitenmönche zu Straubing eine Kapelle, und bestimmte das Plätzchen, wo sie, wenn einst die Stürme des Lebens vorüber seyn würden, ruhen wollte.

Indessen hatte doch Alles, was man bis itzt, um dieses liebende Paar zu trennen, unternahm, gescheitert, denn Herzog Wilhelm von Baiern unterstützte Albrechten auf alle nur mögliche Weise, und wandte manches Ungewitter, das sein rauher Vater über ihn losbrechen zu lassen Willens war, glücklich von ihm ab. Allein, als er starb, giengen auch Glück und Ruhe der beyden Liebenden mit ihm zu Grabe.

Des Jünglings Feinde wußten Agnesen Ernsten nicht schwarz genug zu schildern: sie dichteten dem keuschen Weibe schändliche Laster an, behaupteten, sie habe Adolph, einen Sohn des wackern Wilhelms, vergiftet; und brachten es endlich dahin, daß Ernst sich entschloß, diese Liebe mit Gewalt zu zertrennen, und Baierns Wohl jedes Opfer, und sollten dabey Menschenleben in das Spiel gerathen, zu bringen. Der Entschluß gedieh auch bald zur Reife. Er kam selbst während seines Sohnes Abwesenheit nach Straubing, und überlegte dort die Sache, die ihn jetzt, ihrer Folgen wegen, mehr als alle andere Staatsgeschäffte, Tag und Nacht nicht ruhen ließ, mit seinen Räthen. Das Resultat war: Agnesen zu überfallen, und gefesselt in einen Kerker zu werfen. Es geschah. Eine kurze, unförmliche, von einem eigens niedergesetzten Gerichte veranstaltete Untersuchung — und was war auch wohl zu untersuchen? — folgte. Vergebens berief sich Agnes auf ihre feyerliche eheliche Verbindung mit Albrecht — vergebens darauf,

 daß

daß sie ihn als ihren Gatten erkennen müsse, und nie einen Andern lieben würde; ja, man rechnete ihr dieses vielmehr als ihr größtes Verbrechen an, einen Fürsten aus Baiern ehelich zu lieben. Mehr aber noch, als dieses, erbitterte den Herzog, daß sie ihn als ihren Richter nicht erkennen wollte, sondern sich auf ihre eigene herzogliche, durch ihre rechtmäßige Ehe mit Albrecht erhaltene Würde berief. Um nun diesen ihren Stolz zu demüthigen, Baiern vor so großem Unheile, das, wie man glaubte, aus dieser Verbindung entstehen müßte, zu bewahren, und alle Zwietracht schon in ihrer Geburt zu ersticken, sprach Ernst das Todesurtheil über sie, und befahl, sie in der Donau zu ertränken. Umsonst entstürzte ihren himmlisch schönen Augen eine Fluth von Thränen, umsonst rang sie ihre Hände gegen ihre unerbittliche Richter: das Urtheil ward vollzogen. Die Henker schleppten sie hinaus auf die Brücke der nahe bey Straubing vorbeyfließenden Donau, und stürzten sie in die Fluthen hinab. Allein, da ihr ein Fuß nicht gebunden war, so schwam sie gegen das Ufer hin, und rief mit lauter Stimme: „Helft! helft!" Doch der Henker, der des Herzogs Strenge kannte, und davor zitterte, ergriff hastig eine Stange, faßte sie damit bey ihren langen Haaren, und stieß sie unter die Wellen. Sie ertrank.

Albrecht kam zurück; er fand seine Agnes nicht mehr; und als er die Geschichte ihrer Ermordung

hörte,

hörte, stürzte er, seiner nicht mehr mächtig, und ergriffen vom Wahnsinn', zur Erde. Es dauerte lange, bis er sich wieder zu sammeln vermochte, und seine Besinnungskraft erhielt; aber dann schwur er wüthend, und mit Thränen, die ihm Zorn und namenloser Schmerz ausgepreßt hatten, sein Haupt nicht eher zur Ruhe zu legen, bis er den Mord der Unschuld an seinem Vater, und an Allen, die Theil an der Gräuelthat genommen hatten, gerächt haben würde. Sein Schwur gieng auch bald in Erfüllung über: denn der unruhige Herzog Ludwig, der Bärtige zu Baiern-Ingolstadt, unterstützte ihn in seinem Vorhaben mit Rath und That. Er sammelte also ein Heer, und kündigte seinem alten Vater die Fehde an. Nicht lange; und ganze Dörfer loderten in Flammen auf, der Landmann wurde mißhandelt, beraubt, getödtet. Aerger konnte Ernstens unversöhnlichster Feind nicht wüthen, als sein eigner Sohn in seinem eignen Vaterlande itzt zu hausen begann. Der Herzog, der die bedenklichen Folgen dieses Krieges voraus sah, und besonders den Herzog Ludwig, der gerne im Trüben fischte, sehr zu fürchten Ursache hatte, wandte sich an den Kaiser Sigismund, und suchte ihn dahin zu vermögen, eine Versöhnung zwischen ihm und seinem Sohne zu bewirken. Sigismund brachte auch eine Vereinigung glücklich zu Stande, wobey eine Hauptbedingung war: über Agnesens Grab in dem Kirchhofe zum heiligen Peter eine Kapelle zu erbauen, wo täglich für sie eine Mes-

se gelesen würde. Nun sind schon mehr als dreyhundert Jahre verflossen, und die Kapelle auf ihrem Grabe steht noch, und die Messe wird gelesen, und überdieß auch ein Jahrtag gehalten. Ein prächtiges Grabmaal verewigt nun zwar hier ihr Andenken; aber ihre Hülle ruht dort, wo sie einst zu ruhen selbst gewünscht hatte. Und wenn auch Albrecht in der Folge an der Seite seiner liebenswürdigen Gattinn, Anna von Braunschweig, seines Grolles gegen seinen Vater vergaß, so vergaß er doch nie seiner Agnes, und folgte ihr nach fünf und zwanzig Jahren in jene Gegenden nach, wohin sie ihm schon vorausgegangen war. Seine Ueberreste ruhen auf dem Berge Andechs.

# Hachette,

oder

# die Heldinn von Beauvais. *)

Es war im Jahre 1472, als der Herzog Karl, der Kühne, von Burgund, die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehr ihn ermüdete, so entschloß er sich zum Sturm. Schon bahnten sich die kampfgeübten Burgunder, die Sturmleitern in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verschanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung, und floh. Da stürmte ein Weib, Hachette war ihr Name, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammte ihre Augen, und verstärkte ihre Stimme. „Ihr flieh't!" rief sie. „Hab't ihr kein Vaterland — keine Kinder mehr? Feige, fliehet! Ich allein will sie vertheidigen." Auf der Heldinn Ruf kehrte Muth in die Herzen zurück. Sie folgten dem Weibe, und warfen sich aufs neue dem andringenden Feinde entgegen. Aber dreymal zurückgeworfen, flohen sie in verwirrter Flucht wieder in die Stadt zurück; und ver-

*) S. Mémoires de Phil. de Comines, Paris 1747. 4. Tom. III. p. 203. f., und Geschichte und Politik. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von K. L. Weltmann. St. I. 1801.

vergebens suchte Hachette sie noch einmal zu ermuthigen. Um sie tönte das Heulen und Weheklagen der erschreckten Weiber. Ganze Haufen eilten nach den Kirchen, die Einen betheten, die Andern verbargen ihre Kinder unter den Altären, oder in den Gräbern.

Hachette erschien. „Ihr winselt, rief sie, da ihr handeln könnet? Die Furcht überlasset den Männern! Ergreifet die Waffen, die sie wegwarfen! Wenn sie Weiber sind, so lasset uns Männer seyn! Folget mir!“

Wie durch einen Enthusiasmus ergriffen, rafften die Weiber sich auf. Jede suchte sich eine Pike; und, Hachette an der Spitze, drangen mit Ungestümm die neuen Amazonen dem Feinde entgegen. Er staunte und — wankte.

Schon war die Mauer erstiegen. Eine burgundische Fahne, auf die Höhe gebracht, flatterte im Winde, und diente den Feinden zur Vereinigung. Karl deckte sie selbst mit seiner Lanze. Hachette erblickte die Fahne; sie flog dahin; wich dem auf sie gerichteten Lanzenstoße aus; ergriff, und entführte sie. Karl floh, Alle flohen, und Beauvais war gerettet — durch ein Weib!

Zur Verewigung der That der Beauvaiserinnen, verordnete König Ludwig der Eilfte eine jähr-

liche Prozession, in welcher die Weiber den Zug anführen sollten. Hachette erhielt das eroberte Panier zum Geschenke. Die Fahne in der Hand, führte sie, so lange sie lebte, den jährlichen Zug an; und als sie starb, ward das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grabe aufgehängt, wo sie den späten Nachkommen noch zeuget: **Beauvais Retterinn war Hachette!**

Die

# Die Gallierinn. *)

Der Römer Julius Sabinus, aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter Roms, hatte sich unter Nero bis zu den höchsten Ehrenstellen bey dem römischen Heere in Gallien emporgeschwungen; allein das Glück, welches ihn begleitete, schien nur um deßwillen alle seine Unternehmungen so willig zu begünstigen, um ihn einst desto schneller und schmerzlicher wieder von der schwindelnden Höhe herabzustürzen.

Nero war in Rom ermordet worden; und nun stellten die römischen Kriegsheere in Gallien, müde ihrer Kaligula's und Nerone, ihn, der durch kluge Mäßigung, verbunden mit kriegerischen Kenntnissen und persönlicher Tapferkeit, und durch Milde und Ernst ihr Zutrauen erworben hatte, an ihre Spitze. Er sollte Gallien, unabhängig von Rom, beherrschen. Aber auch die Gallier waren mächtig aufgestanden. Empfindung erlittenen Unrechts war ihr Feldgeschrey — Rache

*) Dio Cassius, Tacitus, Plutarch. Secousse im 9ten Th. der Memoires de l'Académie des Inscriptions, eine Histoire de Julio Sabino, et d'Epopina sa femme, und Lindemanns Musarion v. J. 1799. Heft 1.

— Rache ihre Losung. So standen Krieger gegen Krieger, Brüder gegen Brüder, Freunde gegen Freunde zum blutigen Kampfe gerüstet; Zerrüttung und Gesetzlosigkeit wütheten im Innern von Gallien. —

Sabinus hatte nun einst in der Gegend von Langres mit seinem Heere ein Lager bezogen, und auf einer von seinen kriegerischen Streifereyen, in dem abgelegensten Theile eines Waldes, ein Mädchen gefunden, den Begleiterinnen der Diana gleich, welche, der Liebe abhold, mit ihrer Gebietherinn die Wälder durchstreiften, und dem scheuen Wilde in vollen Köchern Tod entgegen trugen. So sah er sie das erste Mal.

Aber, als sie vor ihrer kleinen Hütte, von den muthigen Geschäfften ihres Tagewerks in Wald und Feld' am Abende ruhend, saß, glücklich bey der Pflege ihrer armen, kränkelnden Mutter, da erkannte der Blick eines Jeden, der vorüber gieng, oder, sie bewundernd, stille stand, daß sie nicht zu freudeleerer Entsagung, sondern zum Glücke eines Mannes, durch Achtung und Liebe, bestimmt sey. Poponilla hieß das Mädchen, das mit einer seltenen Schönheit und mit der sanftesten Weiblichkeit männlichen Muth verband, und die schlechte Waldhütte in einen Tempel der Zufriedenheit zu verwandeln fähig war. Auch so sah und beobachtete Sabinus das schöne Mädchen, und — liebte es.

Der junge, schlanke Römer, selbst mit dem Purpur der höchsten Würde, mit der nahen Hoffnung eines Thrones, bekleidet, ein Liebling des Glückes, ließ Poponilla zwar nicht gleichgiltig, aber sie haßte in ihm den Bedrücker ihres Vaterlands, und verschloß ihr Herz den Schmeichelreden seiner glatten Zunge, welche nur allzugetreu die Glut seiner Liebe ausdrückten. Sabinus vergaß bald die wenigen Schritte, die er auf der Bahne des Sieges gegen die Legionen der Römer, und auf der andern Seite gegen ein gallisches Heer zu machen hatte, und schlich jeden Abend aus seinem verschänzten Lager in die Dunkelheit des Waldes, um das Mädchen in der armen Hütte zu sehen, und bald zu dem Besitze dieser schönen Hand zu gelangen. Allein, Poponilla blieb standhaft.

Ich könnte dich lieben, sprach sie eines Abends beym Scheiden zu ihm, wenn du kein Römer wärest! Sey ein Mensch, Julius! werde ein freyer Gallier, schlage die Legionen, gieb meinem Vaterlande seine alte Freyheit wieder, und lebe, als ihr Schutzgott, in meinen Armen groß und glücklich; und so sey'n mir deine menschlichen Waffen, vom Siege mit Kränzen umschlungen, von einem edeln Volke gesegnet, das angenehmste Brautgeschenk, das du mir geben kannst!

Sabinus blieb einen Augenblick ernst und nachdenkend vor ihr stehen. Bilder einer langen, frohen

Zu-

Zukunft schwebten seiner Seele vorüber. Da lächelte Poponilla; ihre Hand schlich sanft um seinen Nacken; des Mannes Stirn entwölkte sich — er umarmte das Mädchen.

Du bist mein, Poponilla, sprach er; ich gehe, dir diese siegreichen Waffen zu überliefern.

Und er gieng.

Poponilla sah ihm nach.

Wenn er, sagte sie zu sich selbst, aus Liebe zu mir den Römer vergessen kann, dann will auch ich vergessen, daß ich ein gallisches Mädchen bin, und nur für ihn leben.

Sabinus kam nicht wieder. Monate vergiengen, ohne einen Gruß von ihm, und ohne Freude. Dieses Entbehren aller Nachrichten beunruhigte Poponillen. Nur die Pflege ihrer kranken Mutter milderte den geheimen Gram, der ihren Geist zu überwältigen drohte, und machte dadurch sein Gift minder gefährlich. Ihre kleine Hütte war itzt eine Herberge mannigfaltiger Erinnerungen an den abwesenden Römer: fast jede Stelle dieses einsamen Bezirkes hatte das lebhafte Feuer seiner Empfindung erleuchtet und verschönert, und darum galt ihr nun dieser verborgene Aufenthalt mehr, als die prächtigste Halle in dem römischen Kapitol; sie nährte nach Mädchen Sitte den Schmerz über die Abwesenheit dieses ihr lieb gewordenen Mannes.

Getrennter Liebe Schmerz, unter der Pflege der Hoffnung, und unter dem Schutze des Vertrauens, ist eine reine Flamme, die wohlthuend mehr erwärmt, als verzehrt.

Poponilla sah im Geiste den Geliebten kämpfen und siegen, und jugendliche Heiterkeit bestralte ihr Auge; sie sah ihn kämpfen und bluten, und verband seine Wunden, wachte an seinem Lager, und sah ihn geheilt in ihre Arme sinken; aber sie sah ihn auch kämpfen und sterben, und bebte erblassend zusammen. Allein, der männliche Muth des freyen gallischen Mädchens machte sie auch mit diesem Gedanken vertraut: sie weinte in schlummerlosen Nächten, bekränzte den Scheiterhaufen des Helden mit frischen Blumen, und der Leidenender Tod trocknete ihre Thränen, und vereinigte ihren Geist mit dem früher vorangegangenen Freunde.

Solche Träume umschwärmten das liebe Mädchen; und doch wünschte sie nicht, daß Sabinus weniger schnell ihrem Winke gefolgt seyn möchte: denn, daß er mit etwas Anderm, als mit der Ausführung des von ihr entworfenen Planes beschäfftiget seyn könne, glaubte sie nicht. Sie hatte Recht.

Von der Rede seiner Geliebten, durch welche sie seine tiefsten Empfindungen erschüttert, und seiner ganzen bisherigen Art zu denken eine gänzlich veränderte Richtung gegeben hatte, noch immer umtönt, war er in das Lager seiner Getreuen zurückgekom-

men.

men. Umgaukelt von den Seligkeiten, welche ihm die Erfüllung der Wünsche des Mädchens versprach, war er eingeschlafen, und mit dem Gedanken erwacht, dieser Seligkeiten werth zu werden. Er ließ das Heer sich sammeln, und sprach: Brüder! derer Muth und Tapferkeit ich meinen Ruhm, den Schrecken, der vor uns herzieht, den Sieg, der uns begleitet, und die Unterwerfung, die unseren Schritten folgt, verdanke — ich habe eine Bahn gebrochen, welche euern Anstrengungen den verdienten Lohn darbiethet. Friede den Galliern, Friede und Brüderschaft; aber ewigen Krieg den Söldnern des stolzen Imperators, die schon bey unseren Namen zu zittern gewohnt sind! Wer mich liebt, wer bisher gerne an meiner Seite auf dem Pfade des Glückes wandelte, folge mir zu Livilis, dem Heerführer der Gallier, und nehme Theil an dem Glücke, das uns ein Bündniß mit ihm gewähren wird."

Der größte Theil des Heeres folgte ihm; nur Wenige giengen zu den Römern zurück. Sabinus sandte Bothen an den Gallier; er wurde ehrenvoll und freudig empfangen, und bald die Seele des vereinigten furchtbaren Heeres. Er griff die Römer an, schlug, zernichtete sie, und eilte nach der einsamen Hütte im Walde bei Langres, um Poponillen seine Lorber darzubringen, und sie als Gattinn in die Burg zu führen, welche ihm die Gallier mit einem großen Stücke Landes als Eigenthum eingeräumt hatten.

Mit einem Theile seiner vertrautesten Krieger näherte er sich auf dampfenden Rössen der einsamen Wohnung seiner Geliebten.

Sie saß vor der Thüre neben der alten Mutter, die sich an der belebenden Kühle des Sommerabends erquickte, in Gedanken der Zukunft vertieft, voll Vergessenheit der Gegenwart, als sich eine hohe Staubwolke ihren Blicken zeigte, und Hufschlag und Pferdegewieher immer näher kam.

Sie führte ihre ängstliche Mutter in die Hütte; und bis sie wieder heraustrat, des Erfolges neugierig, waren die Reiter schon angekommen, lag Sabinus, mit Schweiß' und Staub' bedeckt, schon in ihren Armen.

„Ich bin dein, Poponilla, rief er, ich bringe dir siegreiche Waffen, und deines freyen Vaterlandes Triumphe zur Morgengabe!“

Das Mädchen schmiegte sich erröthend an seinen Busen; und noch den nämlichen Abend sangen die Gefährten des Helden zwischen Siegesliedern die muntern Hochzeitgesänge vor der bräutlichen Kammer.

Sabinus führte seine Gattinn mit ihrer Mutter in seine Burg, und sie nahm, außer der feurigsten Liebe zu ihrem Gatten, jede Tugend sanfter Bescheidenheit und Herablassung von der niedrigen Stufe ihres bisherigen Lebens auf die höhere hinüber.

Sabinus vergaß sich selbst in Poponillens Armen. Jede rauhe Lust des ehemaligen siegreichen Helden wurde bey ihr zahm und geschmeidig; sie machte sich, wie Amor in jener Gemme des schönen griechischen Alterthums, den Löwen nicht durch Strenge, sondern durch tändelnde Liebkosungen, unterwürfig, und, zu sehr überzeugt, daß sie eben so fähig sey, seinen Heldensinn gleich schnell wieder zu erwecken, als ihn einzuschläfern, lehrte sie ihn sogar vergessen, daß Vespasian seine Untreue, die Schmach der zernichteten Legionen, und den Abfall der Gallier rächen werde.

Des Imperators Rache schlief auch nicht. Die ungewarnten Krieger des Sabinus, durch das Beyspiel ihres Anführers weibisch und sicher, und die Gallier, trunken durch unweisen Genuß ihrer neuen Unabhängigkeit, wurden überfallen, und geschlagen, und Sabinus erhielt die Nachricht von dem Vordringen und den Siegen der frischen Legionen des Vespasian nur durch Flüchtlinge. Er raffte sich auf, gürtete Panzer und Schwert um, und enteilte, wie Hector im Homer, den Umarmungen der Gattinn, deren Thränen ihm folgten.

„Ich werde mir frische Lorber pflücken, deiner Stirne zum Schmuck! sprach er scheidend, sammelte die zerstreuten Schaaren, und gieng den Römern entgegen. —

Poponilla trauerte einsam in ihrer Burg. Da näherte sich ihr eines Abends der Aelteste von den zurückgelassenen Sklaven, ehrwürdig durch erprobte Treue, wie durch seine silbergrauen Haare.

„Edle Frau, sprach er, unser Herr, Euer Gemahl, ist ausgezogen zum Kampfe gegen die siegreichen Legionen des Imperators, und hat nur wenigen und alten Sklaven die Beschützung der Burg anvertraut. Das Glück ist wankelmüthig im Kriege; es hebt heute den, welchen es morgen stürzen will. Zwar weis ich zu sterben für Euch im Falle der Noth; aber das nützt Euch wenig. Darum erlaubet mir, Euch mit Etwas bekannt zu machen, das, außer mir und meinen zwey Euch getreuen Söhnen, Niemand weis. Es sind Zimmer und Hallen in dieser Burg, tief unter der Erde, von uralten Zeiten her, wohin ihr Euch sammt den Eurigen retten, und allen Nachforschungen entziehen könnet, wenn Euch Gefahr bedroht. Ich und meine braven Söhne werden Euch auch unter der Erde getreu bleiben, und Euch nähren Jahre lang, wenn es die Noth erfodert. Folget mir muthig in diese Gewölbe."

Poponilla folgte ihm. In einem der untersten, verborgensten Säle der Burg zündete der Alte Fackeln an, stieß an einen Stein, und eine nirgends bemerkbare Fallthüre öffnete sich. Sie stiegen, jedes eine Fackel in der Hand, viele Stufen hinab; und die erstaunte Poponilla schritt, auf unbetretenem

Pfa=

Pfade, vom Scheine der Fackeln nur dürftig beleuchtet, durch weite Hallen und geräumige Gemächer, die sich künstlich durchkreuzten, bewunderungswürdige Denkmaale der grauesten Vorzeit.

„Weit hinaus, sagte der Sklave, führt dieser einsame schmale Gang durch mancherley Krümmungen, und öffnet sich im Dickigt des Waldes unter hohen Felsen, dem eindringenden Tage nur wenig Raum verstattend."

Poponilla dankte ihrem treuen Führer für diese wichtige Entdeckung, und ihre ganze Seele war bis zur Düsternheit dieser Grabhallen herabgestimmt. . . Sie weihte diese verschwiegenen Gewölbe zur Wohnung der verfolgten Liebe ein.

Nun gieng sie in die Burg zurücke, der Sklave mußte seine Söhne rufen. Sie bereitete ein feyerliches Opfer auf dem Altare der Laren, bethete knieend um Glück und Sieg für ihren Sabinus, und empfieng den Schwur hilfreicher Treue auf Leben und Tod von diesen edeln Menschen, wenn ihr Gebeth nicht erhört, und sie genöthiget werden sollte, zu jenen Höhlen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie besuchte seitdem öfter diese nächtlichen Wohnungen, in die sie mancherley, zur Bequemlichkeit nöthige Dinge verbarg; sie sah im Geiste schon die ganze Einrichtung, und ordnete die Zukunft, als ob ein Gott ihr das Unglück des geliebten Gemahls vorher verkündigt hätte. —

Sabinus stürmte indessen den Römern entgegen. Sie erwarteten ihn. Er griff sie an; sie schlugen sein Heer. Mit Wenigen seiner Getreuen kämpfte er noch lange gegen siegreiche Schaaren; allein, sie umringten ihn. Nun bahnte er sich kämpfend einen Weg zur Flucht über Haufen von Leichen. So kam er bey Poponilla an.

Ich bin geschlagen, bin entehrt! rief er, fürchterlich erschüttert, knirschend vor Wuth. O, meine Gattinn, Du wirst den verfolgten Elenden nicht mehr lieben können! Rette Dich mit meinen Schätzen; ich gehe, meine Brust dem Schwerte der nacheilenden Feinde zu öffnen.

Poponilla tröstete ihn.

Du bist mein, sagte sie, sich zärtlich auf seine Schultern stützend, Du bist auf ewig mein! wenn Du nur willst; und wollen wirst Du — Du liebst mich ja, Sabinus?

Sie fragte so ängstlich. Sabinus erneuerte den Schwur der Liebe, unwissend, mit welchen Planen sich ihr Inneres beschäfftigte.

Da führte sie ihn an den Herd der Laren, zündete zwey Fackeln an, gab eine dem Gatten, die andere schwang sie vor ihm her, und sagte lächelnd: „Wir müssen den Göttern ein Dankopfer bringen! Der keuschen, ehelichen Liebe lodere diese Burg, die wir bisher segnend bewohnt haben, in Flammen auf, damit sie nicht der Siegenden Fußtritt entehre —

 damit

damit nicht der Klageruf getrennter Liebe aus diesen Mauern widerhalle!"

So rief sie feyerlich, und zündete an ihres Gatten Hand, den sie zu gleicher That ermunterte, das Gebäude an. Die Flammen wirbelten bald hoch in die Luft; das ganze Gebäude war eine Feuersäule, der Feuergarbe des Vesuvs gleich, wenn er seine glüenden Eingeweide stürmend gegen Himmel wirft.

Kein Ausweg für die Liebenden! Die drey getreuen Sklaven, von ihrer Gebietherinn unterrichtet, hatten die Burg auch von Außen angezündet.

„Laß mich Dich zu retten suchen, allzurasches, theures Weib!" sagte Sabinus, und wollte sie durch die Flammen hindurch tragen.

„Sey ruhig, flüsterte sie, wir sind gerettet!" und zog ihn schnell sich nach, zwischen flammenden Gemächern hindurch, hinunter in den öden Saal, in welchem die verborgene Fallthür war. Auf einen Stoß an den Stein, öffnete sich solche, und Sabinus folgte, mit der Fackel in der Hand, seiner muthvollen Wegweiserinn auf die Stufen hinab. Die Thüre ward verschlossen. Schweigend zog sie ihn nach sich von Stufe zu Stufe hinab, von Halle zu Halle, bis in das innerste weite Gemach, welches ihre ahndende Sorgfalt durch mancherley bequeme Einrichtungen zu ihrem künftigen Aufenthalte vorbereitet hatte. Nun faßte sie seine Hand. „Hier, sagte sie, Sabinus, sey du hinfort König; und hier

will ich für Dich leben, bis deine Feinde ermüden, oder beym Sturze des römischen Imperators, das Glück Dir wieder lächelt. Drey Sklaven sind unser; sie werden für unsre Nahrung sorgen, und uns, gegen Verfolgungen gesichert, mit der Oberwelt im Verkehr erhalten. Außer ihnen und uns, kennt kein Mensch diese dunkeln Gemächer; und wahre Liebe, die jede Freude aus sich selbst zu schöpfen, sie zu vervielfältigen, zu theilen, und jeden Kummer zu lindern weis, wohnt bey ihren Verehrern auch in Klüften und Höhlen, tief im Abgrunde der Erde!"

Sabinus erstaunte über diese Verwandlung, die einer Art von Zauberey glich. Er umarmte seine Gattinn, die mit so seltner Festigkeit darauf bestand, sein Unglück mit ihm zu tragen.

Bald gewöhnten sie sich auch an diesen Aufenthalt, an seine Beleuchtung durch Fackeln und an ihre Abgesondertheit von allem Lebendigen; und, indem Jedes sich scheute, den Wunsch nach irgend einer vorher gehabten Bequemlichkeit laut werden zu lassen, um nicht des Andern Ruhe zu stören, lernten sie genügsam seyn und die Welt vergessen. Mancherley Arbeiten, zur Bereicherung ihres Hausrathes, und zur Verschönerung ihrer Hallen, beschäfftigten sie angenehm. Sabinus legte da und dort Ruhesitze in den Felsen, die er zu bearbeiten lernte, an, und schnitzte künstliches Holzwerk aller Art; Poponilla spann und webte, stickte Kleider für sich und ihren Gatten, und besorgte den Herd.

Glück=

Glückliche Tage eilen beflügelt vorüber; und dieß waren glückliche Tage, der Liebe und Eintracht gelebt. In sich selbst ihre Welt suchend und findend, genoßen sie mehr Lebensfreuden, wenigstens ungestörter, als die wirkliche ihnen gegeben haben würde. So verschwanden Tage und Jahre, unberechnet von diesen Klüftebewohnern, welche Nichts von der Zeiten Wechsel empfanden, Nichts von des Tages belebender Wärme, von des Sommerabends düftereicher Kühlung, von des Vollmonds magischem Scheine, und doch zufrieden und glücklich lebten. Fast zwey Jahre waren vorüber, als Poponilla fühlte, daß sie Mutter werden würde. Sabinus sah mit ängstlicher Freude dem Tage ihrer Entbindung entgegen. Sie gebahr zwey Knaben, und hatte nur für diese köstlichen Geschenke der Natur, eine Zeit lang ausschließend, Gefühl. Hinfort gab es der Arbeit weniger, der Freuden aber mehr. Die Knaben gediehen bey mütterlicher Pflege, und wuchsen der Sorgfalt des Vaters zu, der bald ihr Lehrer wurde, und in ihrer Bildung seine eigene Jugend noch einmal genoß.

So waren wieder sieben Jahre, schnell wie ein Traum, verschwunden. Aus den Lehren und Erzählungen ihres Vaters kannten die Knaben Natur und Welt, ohne je das Tageslicht empfunden, kannten die Früchte der Erde und ihren Genuß, ohne je einen Baum, oder eine Staude im freyen, üppigen Wuchse gesehen zu haben; sie dürsteten daher nach

dem

dem Augenblicke, der ihnen Himmel und Erde zeigen sollte. Täglich bathen sie Vater und Mutter, sie hinaus in die Welt zu führen, wo sie etwas Anders, als Fackelglanz und Felsenwände, sehen könnten. Da willfahrten sie eines Tages, die guten Eltern, ihren Lieblingen, und führten sie durch die schmalen, gewundenen Felsengänge hinaus an die Oeffnung der Höhle, von den Sklaven geleitet. Sie selbst blendete Anfangs der, neun Jahre lang entbehrte, Anblick der schönen Welt; aber die Knaben stürzten betäubt zur Erde, sie glaubten in der Sonne jenes höhere Wesen zu erblicken, von dem ihr Vater ihnen so oft erzählt hatte. Sie blieben sprachlos knieen, und ließen sich erwärmen von der milden Beherrscherinn des Tages; alsdann aber ergoß sich ihre Neugier in Worte unersättlich; und kaum waren sie abzuhalten, sich nicht im Walde zu verlaufen; sie pflückten tausend Blumen und Kräuter, und der Abend überraschte und endigte ihr unnennbares Vergnügen. Die Sonne sank hinunter hinter dampfende Gebürgsketten. Da weinten die Knaben, und giengen traurig in die Höhle zurück an ihrer Eltern Hand. Nun mußten sie diese Wanderung öfters wiederholen, und dabey war Aller Freude so gesprächig und laut, daß ein Jäger auf das frohe Paar, das am Abhange des Felsens mit den beyden Knaben stand, aufmerksam wurde, sich heran schlich, und den Namen „Sabinus" hörte, den Poponilla im Ausbruche ihrer frohen Empfindungen nicht verber-

gen

gen konnte. Der Jäger war kein guter Mensch; und Vespasian lebte noch, und hatte nie recht an die Nachricht geglaubt, daß sich Sabinus nach jener unglücklichen Schlacht mit seiner Gattinn selbst verbrannt habe. Der Jäger eilte mit der Kundschaft, daß Sabinus noch lebe, zu dem römischen Prokonsul, der das wieder unterjochte Gallien beherrschte, erhielt Bewaffnete, und lauerte mit diesen mehrere Tage lang vergebens am Eingange der Höhle auf die Wiedererscheinung der Familie.

Im Gebüsche versteckt, lauschten sie vorsichtig, so daß auch die Sklaven Nichts davon merkten. Kein Gott warnte die Unglücklichen. Sie traten eines Abends heraus, nichts Böses befürchtend, wurden umringt, und Sabinus in Fesseln geworfen. Poponilla folgte ihm in bitterem Schmerz, glüende Thränen vergießend, mit ihren Knaben an der Hand. Der Prokonsul sandte sie nach Rom, zweifelhaft, ob Sabinus, nach einem Zeitraume von neun Jahren, und durch die stille Hingebung, mit welcher er sein Schicksal ertrug, und Poponilla mit ihm es theilte, nicht Anspruch auf des Imperators Begnadigung machen könne. Mit den Knaben an der Hand folgte Poponilla dem gefesselten Gatten bis nach Rom ins tiefste Gefängniß, tröstete den Bekümmerten, und gab ihm Muth, zu hoffen, daß auch der Tod sie nicht trennen werde. Vespasian übergab die Entscheidung der Klage gegen den Aufrührer dem

röm=

römischen Senate, und diese damals nicht so sehr achtbare und gänzlich abhängige Masse von Männern, kaum dem Namen nach Römer, sprach einstimmig das Todesurtheil über ihn.

Sabinus hörte gelassen am Throne des Imperators diese Entscheidung; Poponilla mit ihren zwey Knaben, stand neben ihm.

Imperator, sprach er, verzeih mir, wenn du kannst. Ich bin Vater dieser Knaben; Gatte dieses edeln Weibes: ich will durch treue Anhänglichkeit deine Gnade zu vergelten suchen. Du kannst mir verzeihen; es liegt ein weiter Zwischenraum zwischen mir und meinem Verbrechen. Seit neun Jahren bin ich nicht mehr dein — bin keines Menschen Feind gewesen!

Auch Poponilla warf sich ihm zu Füßen; ihr folgten die Knaben; und Alle flehten händeringend um Gnade für Gatten und Vater.

Vespasian verzieh aber nicht; sein gerührtes Herz konnte nicht Meister werden über seine Staatsklugheit. Er befürchtete, dem Ansehen des Staates und der Gerechtigkeit selbst dabey zu nahe zu treten.

Ich kann dir nicht verzeihen, sagte er; aber stirb ruhig: ich will deines Weibes Beschützer — deiner Knaben Vater seyn!

Da sprang Poponilla auf, umfaßte dankbar Vespasians Kniee, und führte die holden Knaben zu ihm.

Ich will ihr Vater seyn! wiederholte dieser feyerlich, und küßte Beyde gerührt auf die Stirne.

Der Mutter war nun Genugthuung geschehen.

Itzt bin ich dein auf ewig! sprach sie voll Entzücken zu Sabinus, und umarmte ihn feurig vor des Imperators Thron. Nun vereinigt uns der Tod. Heil uns! wir kehren Hand in Hand in die stille Wohnung zurück, wo wir des Lebens höchstes Glück genossen haben!

So sprach sie, zog einen verborgenen Dolch aus ihrem Busen rasch hervor, stieß ihn erst dem Gatten in die Brust, dann sich selbst; und Beyde sanken sterbend an des Thrones Stufen nieder.

Spate Reue zernagte zwar den erschütterten Vespasian, und das Bild der erhabensten Gattenliebe, durch Blut entstellt, verfolgte ihn; aber so lange er noch lebte, blieb er Vater der verwaiseten Knaben.

## Die Reise auf den Glockner. *)

Den 26sten Julius 1800 langte der Fürstbischof von Gurk zu Heiligenblut am Fuße der Tauern an. Der Generalvikar von Hohenwart, der Patriarch der deutschen Botaniker, von Wulfen, von Sennus, und Andere begleiteten ihn. Auch von entfernten Orten waren dort schon mehrere Gelehrte eingetroffen, als Professor Schiegg von Salzburg, Dr. Hoppe von Regensburg, u. a.

Den folgenden Tag um 6 Uhr Morgens setzte sich die ganze Karavane, theils zu Fuße, theils zu Pferde, in Bewegung. Der Fürst ritt an ihrer Spitze voraus. Das gute Volk am Dulach und von den nahen Thälern umher, stand zusammengedrängt und staunend da, und sandte dem Zuge seine frommen Wünsche nach.

So ritt die Gesellschaft eine halbe Stunde in der Ebene fort; und sah bald zur Linken einen Wasserfall, den die schäumende Gößnitz bildet. Itzt setzte sie über eine Brücke; und nun stand auf einmal ein steiles Vorgebirge vor ihr da. Der Pfad, welcher sich an demselben hinanwindet, ist enge; aber noch eben nicht gefährlich. Die Saumpferde tru-

*) S. Intelligenzblatt von Salzburg v. J. 1800.

trugen selbe, zwar mit schweren, aber sichern Tritten, über die große Bauchung desselben hinweg.

Auf der Höhe ist eine angenehme Alpengegend mit mehreren Casen. Man hört von Nahe und Ferne friedliches Glockengeläute und frohes Gebrüll der weidenden Rinder und Kühe. Die Botaniker stiegen von ihren Pferden, und fiengen an, in den Revieren der Göttinn Flora zu jagen. Die Uebrigen suchten eine Casa auf, und unterhielten sich mit den gutmüthigen Bewohnern der Alpen.

Der angenehme Weg war bald wieder zu Ende. Rasch gieng es itzt den steilen Berg hinan. Das Auge suchte sorgsam den Pfad umher, und konnte ihn kaum entdecken. Keuchend, und oft selbst zitternd, trugen die Pferde die Gesellschaft die Steige hinan, welche nur das Werk spülender Bergwasser zu seyn schienen. Endlich erreichte man die rothen Brunnen (den untern und obern), und die Thiere labten sich an dem schlammichten Wasser.

Die Höhe, auf welcher itzt die Gesellschaft stand, war schon bedeutend. Der Wasserrothkopf, derselben zur Rechten, fieng an, sich zu neigen; aber die drey Leitern vor ihr erhoben sich noch an der Seite des Glockners stolz in die Luft. Alle Bäume hatten sich schon lange verloren. Nur das Rhododendron und ähnliche Staudengewächse gediehen noch.

Der Pfad senkte sich vom hohen Hügel etwas abwärts. Man nahte sich dem Schrägsteine und

der bösen Platte. Hier stiegen alle von den Pferden: denn es braucht mehr nicht, als eines unglücklichen Trittes dieser ohnehin schwerfälligen Thiere, und Roß und Mann ist verloren.

Der Berg hat hier eine beträchtliche Ausbauchung, an welcher der Pfad kümmerlich, und immer abgerissen fortsetzt. Bey der Rückkehre geriethen Einige aus der Gesellschaft an eine Stelle, wo Einer von den Führern den Zaum, und der Andere den Schweif des Pferdes ergriff, und so leitend und ziehend das am ganzen Leibe zitternde Thier von Absatz auf Absatz warfen.

Nicht ohne Vergnügen erreichte selbe den geräumigen Bergkessel, durch welchen sich der Leiterbach brausend fortreißt. Er war aber eben weder tief, noch gefährlich; und unsre Wanderer setzten mit ihren Pferden wohlgemuth hinüber.

Nun hatten sie wieder einen hohen Bergrücken vor sich. Ein kühler Wind fiel sie an; und von Zeit zu Zeit erfolgten kleine Luftstöße. Dieß erregte in ihnen eine unangenehme Empfindung: denn sie befürchteten, nun die Hoffnung aufgeben zu müssen, den großen Glockner in seiner ganzen Majestät sehen, und sogleich den folgenden Tag besteigen zu können.

Allein, sie hatten sich zu ihrem größten Vergnügen geirret. Denn kaum war eine Stunde verflossen, so öffnete sich vor ihnen ein breiter Bergbu-

sen, den ein glänzender Glätscher ganz ausfüllte. Im Hintergrunde desselben erhob heiter und unumwölkt der alte Riese Glockner sein weißes, ehrwürdiges Haupt; und im Vordergrunde zeigte sich die freundliche Berghütte, die der Fürst eigens in dem vorigen Jahre hatte erbauen lassen; wahrscheinlich der höchste Tempel der Erde, dem Jupiter Hospitalis und den Musen geweiht.

Der Fürst war daselbst zuerst mit Einigen angekommen. Er gieng den Uebrigen entgegen, und hieß sie freundlich willkommen auf der hohen Region, sonst nur Gemsen und Geyern, nicht Menschen, zum Aufenthalte bestimmt.

Es war ungefähr zwey Uhr Nachmittags, als alle die Salmshöhe, auf welcher die Hütte steht, erreicht hatten. Die ganze Gesellschaft zerstreute sich nun, und suchte sich Beschäfftigungen auf, wozu Jeden Neigung und Studium riefen. Hier saß ein junger Künstler, und zeichnete. Dort maßen sich die Astronomen, von Hohenwart und Schiegg, eine Linie ab, und stellten ihre Instrumente gegen den Berg auf. An einem andern Orte saßen von Wulfen, von Sernus und Hoppe beysammen, und hielten einen botanischen Kriegsrath. Die getreuen Führer der Gesellschaft, die Bauern, hatten sich indessen unter freyem Himmel ein Feuer angemacht, und bereiteten sich selbst, wie Homer's Helden, ihr Mahl.

Zwey aus der Gesellschaft hatten ihren Posten auf einem Felsenstücke mitten zwischen Eis- und Steinmassen gewählt. Hier übersahen sie die verschiedenen Gruppen, und den großen, weiten Kessel umher; und sprachen über Menschen und Natur manches geheimere Wort.

Es ist überhaupt einem Manne von Gefühle sonderbar zu Muthe auf hohen Bergen. Er findet sich von der übrigen Welt so weit abgesöndert, und in eine Region versetzt, in welcher ihn Alles, selbst die Luft, die er einathmet, und die schnellern Schläge des Pulses erinnern, daß da seine Heimath nicht sey. Die Gegend, wo sie sich befanden, war schon an sich etwas sonderbar, Der Glockner stand vor ihnen in der schönen Form einer Pyramide, über welcher die hohe Glocke, wie ein Obelisk, sich erhebt. Das Thal, welches sich an ihm herabwirft, gleicht einer Bay, zu beyden Seiten von hohen Felswänden eingeschlossen. Der Glätscher streckt sich dazwischen aus, und starret, wie das Mare Chronium der Alten.

An den Stoßwänden umher bemerkt man ein Phänomen, wie es Einer aus der Gesellschaft schon auf den hohen Fuscher Tauern am Brennkogel beobachtet hatte. Die Gebirge zu beyden Seiten des Glockners erscheinen röthlichgrau; und der Glockner selbst dunkelgrün. Die Steinart wechselt nämlich auf eine auffallende Art ab: der Thonschiefer springt

am Glockner plötzlich in grünen Glimmerschiefer über; und setzt dann wieder in Thonschiefer fort. Der Glimmerschiefer ist häufig mit Quarz durchsetzt; er verliert gegen die Höhe zu das Blätterichte, und wird so fein, daß er an verschiedenen Stellen wie Gneiß erscheint, und wirklich Gneiß ist. Man findet auch, wie am Brennkogel, Serpentinstücke, Speckstein und Chlorit. Ein schönes großes Stück Serpentin sah man auf der Stoßwand am Pasterzenglätscher in der Nähe der zweyten Hütte liegen. Nur Schade, daß dem Mineralogen hier seine Untersuchungen so sehr erschwert werden. Alles liegt tief unter Schnee und Eis vergraben. Den Stoßwänden, wo nacktes Gestein sichtbar ist, kann man sich nicht ohne Gefahr nähern. Man ist daher größten Theils nur auf die Auswürflinge beschränkt, welche am Ende des Glätschers auf einander gehäuft liegen.

Die Botaniker, derer Gebieth dort beginnt, wo der ewige Schnee sich endigt, hatten weniger Hindernisse. Sie fanden seltene und schöne Alpenpflanzen: den kleinen Enzian (Gentiana nana), und die rosenartige Glocke (Campanula scespitosa, scopuli). Mit der klebrichten Schüsselblume (Primula glutinosa), von den Aelplern gewöhnlich der blaue Speik genannt, war der Hügel vor der Hütte beynahe wie besäet. Nur hatte die Pflanze durch die Kälte gelitten, und ihren Wohlgeruch schon verloren. Stein-

brecher sah man an allen Ritzen. Herr von Wulfen fand die schöne Oppositifolia, die Stellaris, Autumnalis &c. An den Felsenstücken, auf welchen von Schalhamern mit noch Einem aus der Gesellschaft saß, sproßte der Löwenfuß häufig empor. Aber so hoch und schön, wie auf den Alpen der Fusch und im Zillerthale, war er bey weitem nicht. Eisenhüte kamen beynahe so häufig, wie die Rhododendra, vor.

Unter Beschäfftigungen dieser Art rückte der Abend heran; und nach einem Mahle, wobey man die Bewohner der Ebnen nicht beneiden konnte — so gütig hatte der Fürst für Alles gesorgt — warf sich die Gesellschaft auf ihr Lager hin.

Kaum zeigten sich die ersten Spuren der Dämmerung, so verließ ein Theil derselben das Lager, und eilte hinaus in das Freye. Die Luft war empfindlich kalt. Der Thermometer stand unter dem Gefrierpunkte. Das Wasser in der Nähe der Hütte war wirklich mit einer Kruste überzogen. Gerne suchte man wieder die warme Hütte. Zwey davon harrten jedoch unter freyem Himmel aus, um das Vergnügen zu haben, die Spitzen der Berge von Auroren geröthet zu sehen. Mit unverwandtem Blicke sahen sie immer auf den Glockner hin; und endlich erschien der schöne Anblick. Ein lichter Streif lief, wie ein Saum, seinen Grath hinan; und plötzlich erglänzte die hohe Glocke von ätherischem Lichte umstralt,

stralt, während alle Berge umher noch in tiefem Schatten lagen.

Nach einigen Sekunden fiel der Morgenstral auf den Rothknopf, die höchste Spitze auf der entgegengesetzten Bergreihe; und bald fiengen die nahen Hörner und Glätscher alle zu glüen an. Eine der prächtigsten Scenen der Natur!

Vergnügt über den schönen Morgen, der den schönsten Tag versprach, wurde nun die Reise weiter fortgesetzt. Bauern, mit langen Seilen, Schaufeln, Hauen und dergleichen Werkzeugen bewaffnet, zogen voraus. Die Führer begleiteten die Gesellschaft. Sie kam erst über ein langes Eisfeld, das mit großen und kleinen Steinmassen, welche das Kees, wie die Aelpler sich ausdrücken, ausgeworfen hatte, wie mit Ruinen, dicht besäet war; und erreichte sodann nach einer halben Stunde den ewigen Glätscher. Er war mit einer tiefen Schneelage überzogen; der Frost hatte diese verhärtet; und so konnte man auf scharfen Steigeisen gefahrlos über denselben setzen.

Nach zwey Stunden stellte sich eine steile Wand den Reisenden dar, welche die Bauern daselbst in großer Arbeit fanden. Sie hauten Stufen aus, und befestigten hierauf auf der Höhe an einem Felsenstücke ein langes Seil, das sie die Wand herunterrollen ließen. Vermittelst des Seiles stieg nun die Gesellschaft die Stufen hinan, und fand auf der Höhe eine

zweyte Hütte, die der Fürst zum Ausruhen bestimmt hatte; und eine große, seelenerhebende Aussicht.

Die große Pasterze — vielleicht der schönste Glätscher in dem ganzen norischen Gebirge — eröffnete sich dem Auge. Die Heiligenbluter- und Fuscher-Tauern standen den Erstaunten gegenüber; und etwas mehr zur Rechten erblickten sie die Raueiser Giganten:

Aetnaei fratres, capita alta ferentes.

Sie waren in Wolken gehüllt, welche sie trotzig mit ihren stolzen und blendenden Hörnern durchstachen. Die Goldzeche enthüllte sich noch am deutlichsten: man sah den hohen Narr und den Sonnenblick.

Durch diesen Anblick mit neuer Kraft beseelt, rückte die Gesellschaft langsam über die Schneide hin: ungezweifelt die gefährlichste Stelle während des ganzen Zuges, denn zu beyden Seiten drohen senkrechte Abstürze, derer Tiefe das schwindelnde Auge nicht ohne Furcht mißt.

Die gefährliche Strecke dauert zum Glücke nur etwa 150 Fuß. Der hohe Grath des Glockners erhebt sich, und ihm zur Linken breitet sich ein geräumiger Schooß aus. Die Gesellschaft schritt über denselben hin, und nach zwey langen Stunden langte sie auf der Höhe des Kamms an, über welchem die hohe Glocke wie ein Thürmchen empor steigt.

Dieß ist schon eine gewaltige Höhe, denn der Geißberg, die hohe Salse, der Hohenstaufen, der Unters-

Untersberg ꝛc. würden an der Seite des Glockners nur wie Hügel erscheinen. Selbst der hohe Göhl, der Watzmann, der Rathhausberg, der Königsstuhl, der Geyerkopf u. s. w. dürfen sich nicht mit ihm messen. Er streckt sich weit über alle hinaus.

Mixtus Athos Tauro, Rhodopeque adjuncta Minanti
Ossaque cum Pelio, cumque Haemo cesserit Othrys.

Die hohe Tenne, der Zwingkopf mit seinem langen Höcker, das Fuschkahr, und selbst der Brennkogel lagen zu der Bewundernden Füßen. Nur das hohe Wiesbachhorn schien noch zu trotzen; und selbst auf der höchsten Spitze des Glockners war das Auge noch zweifelhaft, welchen von den beyden Riesen es den Größern nennen sollte. Erst das Niveau entschied: das stolze Horn fiel unter die Linie.

Das erhabenste Schauspiel zeigte sich gegen Süden und Südwest. Die Kalser- Matreier- Pusterthaler- und andere Gebirge zogen sich Reihen an Reihen fort; und deutlich, jedem auch unbewaffneten Auge sichtbar, erhoben sich im Hintergrunde mit furchtbarer Majestät die Riesen Helvetiens. Jenseits der südlichen Gebürgskette entdeckte man in dämmernder Ferne die Flächen des unübersehbaren Meeres.

Nord- und westwärts war der Horizont beschränkt. Ungeheuere Wolken waren, wie feindliche

Heerschaaren, auf dem Rücken der Gebirge gelagert. Nur die höchsten Hörner, Spitzen und Zacken ragten, Speeren, Standarten und Thürmchen ähnlich, über die Wolken hinaus.

In stummer Bewunderung sahen Mehrere von der Gesellschaft dem hohen, unnennbar erhabenen Schauspiele zu. Der Puls schlug schneller; und eine sanfte Schwermuth bemächtigte sich ihrer Seelen. Alles war ruhig und still ringsumher; die Lüfte schwiegen; sogar das Gebrüll der fallenden Bergströme war lange verhallt. Die Natur feyerte eine ihrer großen, heiligen Stunden.

Es war eilf Uhr Mittags. Man mußte an die Rückkehr denken: denn noch denselben Tag wollte die Gesellschaft Heiligenblut erreichen, um den folgenden Morgen den Fuscher-Tauer übersetzen zu können. Sie raffte sich also von dem Schneelager auf, in welchem sie ausgeruht hatte, und erblickte plötzlich einen Mann, welcher hinter ihrem Rücken geradezu den auf dieser Seite beynahe senkrechten Gipfel hinanstieg. Dieser Mann war Horasch, Pfarrer aus dem Drau-Thale. Seine Verwegenheit überraschte sie; und unwillkührlich wurde sie von der Begierde hingerissen, es dem kühnen Manne gleichzuthun. Nach einem kurzen Versuche, während dessen die kältere Ueberlegung an die Stelle des raschen Entschlußes trat, gab man jedoch das Unternehmen auf. Es war zwar möglich — es geschah

ja vor ihren Augen — die Höhe auf dieser Seite zu erklimmen; aber unmöglich, auf eben dieser Seite ohne Lebensgefahr wieder herunter zu steigen. Man hätte wenigstens zwey Stunden auf der Spitze ausharren müssen, ehe die Bauern, welche die Kuppe auf der Seite gefaßt hatten, und mit dem Grafen von Hohenwarth den langen Höcker hinangezogen, mitten durch den Schnee eine Bahn hätten brechen können.

Ueberdieß war die Absicht ihrer Reise vollkommen erfüllt: sie übersah die ganze Gebirgskette, sah insbesondere die Verbindung der Salzburgischen Tauern mit den Bergen von Kärnthen und Tirol; ein einziger Blick lösete ihr nun jene Zweifel, welche die verschiedenen, theils verworrenen, theils ganz widersprechenden Berichte von Männern, die diese Gegenden zu kennen versicherten, in ihr erregt hatten. Dazu lernte sie ein Paar Männer kennen, die sie in diesen Wildnissen, mitten unter rohen Felsenwänden und Gebirgen, nicht gesucht hätte.

Unentschlossen stand sie indessen noch lange bey der Spitze; sie schien ihr kaum dreyßig Klafter hoch zu seyn. Sie konnte an derselben jeden Stein, jede Fuge, jede Ritze zählen. Es hat auch Alle ein kleines Opfer gekostet, der Eitelkeit zu widerstehen, einst sagen zu können: Auf des Glockners Spitze selbst sind wir gestanden.

Lang=

Langsam senkte man sich itzt wieder zu dem Schneelager hinab. Bedächtlich überschauten alle noch die Gebirgsketten, so weit die Wolken es erlaubten; und zogen dann weiter, immer und immer zur Spitze zurückschauend, den Grath des Berges hinunter.

Sie freuten sich in der Folge, den Sieg über ihre Eitelkeit erhalten zu haben. Der Pfarrer aus dem Drau-Thale mußte für seine Kühnheit theuer büßen. Seine Augen entzündeten sich; er litt die ganze Nacht hindurch heftige Schmerzen; nur durch die genaueste Sorgfalt und den Gebrauch kühlender Mittel konnte sein Gesicht gerettet werden.

Auf der hohen Warte, wo die zweyte Hütte angebracht ist, kam ihnen der Fürst entgegen. Er hatte über das mit Felsen besäete Schneefeld, und den langen Glätscher gesetzt; ja, er war sogar die Schneewand hinan gestiegen; und Alle fanden ihn ungemein heiter. Dieß war auch sehr natürlich. Er hatte das ganze Unternehmen möglich gemacht; Männern und Gelehrten verschiedener Art ein bisher verschlossenes Feld zu Untersuchungen eröffnet; ihnen in jedem Falle ein ungemein interessantes Schauspiel bereitet. So ein Bewußtseyn erhebt Herz und Geist.

Der Zug über den Glätscher war dieses Mal ohne Vergleich beschwerlicher, als des Morgens. Die Sonne stund hoch, und hatte den Schnee ganz er-

weicht.

weicht. Mit jedem Tritte sanken Alle bis über das Knie hinein. Auch die Eisklüfte machten die Gesellschaft nicht ohne Grund besorgt. Herr von Schallhamern stürzte wirklich mit einem Fuße in eine derselben hinein; und nur durch Muth und Stärke riß er sich wieder heraus.

Die Eisklüfte sind auf den Glätschern eine eben so schöne, als schreckliche Erscheinung. Schon des Morgens hatten sich unsere Ebenteurer bey einer derselben verweilt; und, um Alles deutlicher und sicherer bemerken zu können, sich längs derselben auf den Boden hin ausgestreckt. Sie sahen da tausendjähriges Eis auf einander gehäuft. Es war deutlich geschichtet, und die Schichten oben durch eine weite Oeffnung von einander abgesöndert. Der Bruch des Eises ist glasicht, und seine Farbe wie das schöne Himmelblau. Gerade unter der ersten Schichte, auf welcher sie standen, schoß ein Bach dahin; bildete vor ihren Augen einen Fall; und stürzte sich in den tiefen scheußlichen Abgrund hinab. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit, in so eine Kluft hinunter zu stürzen, macht beben.

Um über die Eisklüfte, welche bey abhängigen Glätschern sehr häufig, und oft nur mit einer leichten Schneedecke verhüllt sind, unerschrocken wandeln zu können, pflegen sich die Bauern gewöhnlich mit Stricken aneinander fest zu machen. Die Gesellschaft hatte diese Vorsicht vernachläßiget; allein, ihr

guter

guter Genius schützte sie vor den Folgen dieser Sorglosigkeit.

Herr von Schallhamern und noch Einer erreichten Heiligenblut eben mit Anbruch der Nacht. Der Pfarrer des Ortes, ein Mann ohne Falsch und Trug, und seine brave Nachbarn waren erfreut, sie zu sehen, besonders da sie sie versicherten, daß das Unternehmen durch kein Unglück gestört worden sey. Sie hatten vermittelst ihrer Ferngläser eine ungeheure Schneemasse von der Kuppe des Glockners herabrollen gesehen. — Die Bauern, welche den Auftrag hatten, das große eiserne Kreuz auf der Spitze aufzurichten, hatten dieselbe heruntergestürzt — und ihr gutes Herz machte sie daher besorgt; sie ahneten ein Unglück.

Es gehört wirklich unter die außerordentlichsten Fälle, in der Mitte des brennendsten Sommers den ewigen Thron des Winters zu besteigen, ohne empfindliche Wunden bewirkt zu haben. Die Meisten von der Gesellschaft hatten nur über Augenschmerzen zu klagen. Die Reverberation des blendenden Schnees, welcher mit dem fast schwarzen Himmel — so erscheint dieser auf den höchsten Gebirgen — einen sonderbaren Kontrast bildet, und der stechende Sonnenstral afficirten die Sehnerven, und verursachten Entzündungen. Alle, welche ihr Gesicht mit einem schwarzen Flore bedeckt hatten, blieben verschont davon. Der Flor konnte sie jedoch vor

einer andern Unbequemlichkeit nicht schützen: die trockne Luft griff die Haut an; das Gesicht röthete sich; die Lippen schwollen und wurden ganz wund. Einige fühlten auf der Höhe ein gewißes Misbehagen, das sie eine Ohnmacht befürchten ließ. Erschöpfung der Kräfte nach 15 — 20 Schritten war allgemein. Sie verlor sich aber sogleich nach kurzer Ruhe, und trat bey fortgesetzter Bewegung eben so schnell wieder ein. Es ist bekannt, daß Herr von Saussüre auf der Spitze des Montblank ähnliche Erfahrungen machte.

Das auffallendste Phänomen war jedoch der rasche Uebergang von Wärme und Kälte auf der hohen Region. Morgens fand man das Wasser unter freyem Himmel mit einer Kruste überzogen, welche drey Zoll dick war; und Mittags wirkten die Sonnenstralen auf den Körper so heftig, daß man schlimme Folgen davon befürchtete, und auf dem Schneelager so behaglich, wie auf einer Rasenbank ruhen konnte. Die erstarrten Insekten (vielleicht **Podura nivalis**), womit nicht ferne von der hohen Warte häufig der beschneyete Rücken bedeckt war, fiengen an, sich wieder zu bewegen.

Uebrigens stellt der König der norischen Alpen, der Glockner oder Großglockner — von den Bewohnern der Fusch gewöhnlich die Kalsee-Glocke genannt — den Eckstein von drey Ländern vor, nämlich, von Salzburg, Kärnthen, und Tirol auf der Seite von

Kals:

Kals: denn gerade auf seiner Scheitel vereinigen sich die Gränzlinien derselben. Seine Nord- und West-Seite fällt beynahe ganz in das salzburgische Gebieth. Das große Thal von Stubach stürzt sich an demselben herab, wie das Thal von Kaprun an dem ungeheuern Wiesbachhorn.

Auf der Kuppe des Glockners findet man keine Ebene; ein so schmaler und schneidender Kamm, daß an einigen Stellen zwey Männer nicht einmal ausweichen können, führt zu einer Scharte hin, deren Tiefe nicht bestimmt werden kann. Denn sie ist von Schnee und Eis bald mehr und bald weniger ausgefüllt; es kann daher Jahre geben, in denen es wirklich ganz unmöglich ist, über dieselbe zu setzen. Dieses Jahr war die Scharte kaum 40 Fuß tief; man konnte sich daher vermittelst Leitern und Seile sicher in dieselbe hinunter senken, und dann jenseits die Spitze des Großglockners erklettern.

Wahrscheinlich ist dieser außerordentliche Berg unter den norischen und julischen Alpen der höchste. Das eiserne Kreuz, welches noch zwey Klafter über ihn sich erhebt, giebt ihm gerade 12,000 Fuß über den Spiegel des Meeres.

Die Spitze selbst erstiegen nur sechs Personen. Die vier Bauern, welche das Kreuz aufrichteten, der Pfarrer, welcher das Werk leitete, und Hr. Steinig, welcher von dem Professor Schiegg den Auftrag hatte, die Beobachtungen an dem Barometer und Thermometer zu machen.

Es

Es giebt, so weit uns die Berghöhen bekannt sind, in der ganzen alten Welt — Europa, Asia und Afrika — nur neun Berge, welche den Glockner an Höhe übertreffen, nämlich der Mont-Blank in Savoyen, Mont-Rosa in Mayland, der Ophir auf Sumatra, das Schreckhorn, das Finsterarhorn, die Jungfrau, der Mönch und Eiger in der Schweiz, und die Aiguille d'Argentiere. Alle übrige Berge, so berühmt auch ihre Namen seyn mögen, als die Maladetta, und der Mont-Perdu in den Pyrenäen, der Berg Aetna, der Libanon, das Wetterhorn, der Sankt Gotthard rc. erreichen den Glockner nicht. Sogar der Pik von Teneriffa muß ihm weichen, wenn Borda recht gemessen hat.

Das Thal von Heiligenblut ist eines der höchsten Thäler in den norischen Alpen. Es hat 4206 Fuß über das Meer. Heiligenblut liegt also höher als der Geißberg. Diesen Ort, bisher größtentheils nur Pilgern bekannt, die den frommen Bruder Briccius bey seinem Grabe besuchen, werden von nun an auch Naturforscher und andere Gelehrte aufsuchen. Heiligenblut wird berühmt, wie Chamouni, werden.

Mein Glockner, hast du's je geglaubt!
Erklommen ist dein Riesenhaupt
In ew'ger Silbermütze,
Hochragend aus der Wolken Raum,
Erreichbar und erflogen kaum
Dem Adler und dem Blitze!

Ha, wie dein goldnes Wendelkreuz,
Das Frömmigkeit gepflanzt, bereits
Auf uns hernieder blinket!
Dem trüben Forscheraug entlang,
Dem zweifelhaften Spurengang
Zu deinen Wundern winket!

O, blühten doch aus deinem Schooß'
Dem edeln Stifter, weis' und groß,
Verdiente Lorberkränze!
Sein Ruhm hat — wie du selber hast
In deinem blauen Luftpalast —
Den Himmel nur zur Gränze!

Freyherr v. Schlangenburg.

---

## Die Wittwe aus Mexiko. *)

Don Petro de Quintanar war der größte Geizhals in ganz Spanien. Er hatte schon lange, wiewohl vergeblich, nach einer reichen Frau geangelt, als er endlich von einer jungen Wittwe aus Mexiko hörte, die zwanzigtausend Dublonen besaß.

Zwanzigtausend Dublonen! Unser Ehrenmann kannte sich selbst nicht mehr. Ohne Zeitverlurst Bekanntschaft — Erklärung — Hochzeit! Alles in Einem Augenblick! — Die Dame schien in der That nicht spröde zu seyn; und ehe acht Tage vergiengen, ward Pedro in ihre Tertulia eingeführt.

Dona Augustina empfieng ihn mit der äußersten Höflichkeit. Ihre Kleider, ihre Zimmer, ihre Meublen — Alles verrieth den Reichthum der Besitzerinn. Alle Erfrischungen wurden auf Gold servirt, die feinsten Glacen, die theuersten Konfitüren Alles im Ueberfluß!

Don Pedro war außer sich; so viele Schätze begeisterten ihn. — „Ach, Dona Augustina!" — es ist unmöglich, verliebter zu seyn! — Die Dame schien gerührt; ein schmachtender Blick, ein Paar Seufzer, ein sanftes Erröthen, und so weiter — Alles ließ sich vortrefflich an.



*) S. Reiseabenteuer, herausgegeben v. C. A. Fischer. Bdch. I.

Die Zeit vergieng, man wußte nicht wie; es ward spät, und man mußte sich trennen. Der zärtlichste Abschied — man versprach, sich wieder zu sehen. Don Pedro war entzückt; der Bruder der Dame begleitete ihn.

Als sie allein waren: — Ein Wort im Vertrauen, Senor! — Eine Frage! — Ein vorläufiger Antrag! — Wir wollen sehen! — Man muß die Dame sondiren! — Die Sache schien in der That gar nicht unmöglich zu seyn.

Den andern Tag — man kann denken, ob Don Pedro zu Hause blieb! — „Ach! Senora, ich habe die ganze Nacht von Ihnen geträumt!“ — Die Dame lächelte, und kam dem treuen Schäfer auf halbem Wege entgegen. Eine Erklärung; und die Sache war abgethan. Die Dame lispelte ein zärtliches Ja, und sah beschämt hinter dem Fächer hervor.

Es war ein Geldgeschäfft; Don Pedro betrieb es mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit. „Um des Himmels willen keine Verzögerung!“ Es war ein baarer Verlurst für ihn. Wer konnte ihm widerstehen? Schon acht Tage darauf ward das zärtlichste Paar mit Dispensation getraut.

Der neue Ehemann zog nun förmlich bey seiner Gemahlinn ein. Seine Kasse, seine Schränke, seine Pfänder, Alles ward zu ihr hingeschafft. — Wer war glücklicher? Sie händigte ihm ihr ganzes Vermögen in Vales (Papiergeld) und Wechseln ein.

Indeß

Indessen erschienen Träger, die nach der Sinora fragten. — „Was wollet ihr?" „Zwey Services, die ihr der Goldschmied geliehen hat." — „Geliehen?" — Don Pedro wollte wüthend werden; aber die Dame wußte ihn zu beruhigen.

„Oekonomie, Senor! Nichts als Oekonomie! Wer wird sein Geld in solche Sachen stecken! Es ist ein todtes Kapital, das keinen Quarto einträgt!" — Don Pedro war gezwungen, ihr Recht zu geben! — O, sie war gar eine kluge Frau!

Nicht lange nachher — ein anderer Besuch! Es war der Tapezierer; er wollte befriedigt seyn — Das ganze Mobiliare — der Dame gehörte kein Span davon — „Was? schrie Don Pedro — „Nichts als Vorsicht, Senor! Mein Aufenthalt war unbestimmt!" — Sie behielt abermal Recht.

Eine Stunde darauf: „Senora, man will Sie sprechen! — Es war der Speisewirth, er brachte die Rechnung mit — Achthundert Piaster! — Don Pedro fand es erschrecklich. — O eine Kleinigkeit! — Ich hatte mich ausgegeben! — Morgen wird ja ein Wechsel von tausend Dublonen fällig!"

So gieng es in Einem fort. Modehändler und Juwelierer, Schuhmacher und Schneider, Einer nach dem Andern. — „Nur Geduld, lieben Leute, Geduld! der Herr Gemahl wird Alles berichtigen."

So vergieng der Morgen; man aß, und hielt die Sistas. Don Pedro hatte ein wenig lange geschlafen, und erwachte nicht eher als vier Uhr Nachmittags. Er sah nach seiner Kasse — Alles war ausgeleert.

Und Dona Augustina? — Himmel, sie war verschwunden! Man hatte sie an der Thüre gesehen, und wußte nicht, wo sie geblieben war. Don Pedro weinte vor Wuth; eben erhielt er die Wechsel mit Protest zurück, und die Vales schienen nicht besser zu seyn.

— Man erräth es: die Wittwe aus Mexiko war eine Betrügerinn. Wechsel und Vales waren nachgemacht, und Don Petro war um sein halbes Vermögen geprellt.

Die

# Die Mönche auf dem großen Bernhardsberge. *)

Mitten in der langen Felsenwand, welche Italien gegen Westen und Norden schützt, und dasselbe von Frankreich, Helvetien und Deutschland trennt, zwischen dem Walliserlande und dem Thale von Aosta, liegt der große Bernhardsberg, schon in den ältesten Zeiten, unter dem Namen des Penninischen Passes, als einer der Hauptzugänge in Italien, berühmt und wichtig. Ein Edelmann aus Savoyen, Bernhard von Menthone, der zu Ende des zehnten Jahrhunderts hier ein Kloster stiftete, gab ihm den Namen. Die oberste wandelbare Höhe desselben, auf welcher das Kloster liegt, und von der sich noch viele schreckliche, unbesteigliche Schneefirsten emporthürmen, ward für den höchsten Punkt in der alten Welt gehalten. Jahr aus, Jahr ein herrscht hier ewiger Winter; vergebens sucht das Auge des Wanderers, vom Glanze des Schnees fast verblindet, nur einer Hand breit Grün, auf dem es ruhen könnte; da ist kein Baum, keine Staude, keine Pflanze. In dieser schrecklichen Eiswüste findet man keine Spur von irgend einem andern lebenden



*) S. Posselts Taschenbuch der neuesten Geschichte v. J. 1802.

Wesen, als etwa von einer Gemse oder Alpenlerche; und diese Thiere selbst finden sich nur in den untern Zonen: denn in dem Maße, wie der Reisende höher hinan klimmt, entfernt er sich von Allem, was athmet. Ist er bis zu einer gewißen Höhe gelangt, so sieht er sich durchaus allein, in der gräßlichsten der Einöden. Die Wolken wälzen sich unter seinen Füßen hin; vor sich erblickt er Nichts als ungeheure, über einander aufgethürmte Schneemassen; um ihn her ist grauenvolle Todesstille, welche durch Nichts, als etwa den Fall der Lauinen, unterbrochen wird, die sich donnernd von den Bergen herabstürzen.

Auf der Spitze dieser fürchterlichen Alpen haben die braven Mönche, die hier, von der ganzen belebten Natur abgesöndert, nie einen Frühling sehen, zwischen Felsen, Schnee und Eis sich dem Dienste der Menschheit gewiedmet. Nicht nur üben sie Gastfreundschaft gegen alle Reisende, ohne Unterschied der Nation und des Glaubens, sondern der Hauptzweck ihrer Stiftung ist, Denjenigen, die sich etwa verirrt haben, oder durch eine Lauine verunglückt, oder, zumal wenn sie sich durch den Schlaf überwältigen ließen, vom Froste erstarrt sind, zu Hilfe zu kommen. Sie machen daher ihre Gänge gerade an den Tagen, wo die Natur ihre Schrecknisse verdoppelt. Wenn dichte Nebel diesen Bergklumpen verhüllen, oder der Schnee in großen Flocken fällt, dann ziehen sie aus, mit langen Stangen bewaffnet; ihre treue

Hunde

Hunde gehen voran, und leiten sie auf dem Wege, der oft mit Hügeln von Schnee verschüttet ist, oder führen sie wieder auf denselben zurück, wenn sie sich, absichtlich, oder aus Zufall, davon entfernt haben. Diese trefflichen Thiere entdecken durch ihren scharfen Geruch einen Körper, so tief er auch unter dem Schnee begraben seyn mag; durch ihr Geheul, durch ihr Scharren zeigen sie ihren Gebiethern den Ort, wo sie suchen sollen; dann spüren diese mit der Stange nach, und sobald der Körper herausgearbeitet ist, wird er mit der größten Sorgfalt in das Kloster getragen, wo man alle Mittel der Kunst anwendet, um ihn wieder ins Leben zu bringen; manchmal gelingt es; aber oft bleibt auch nichts Anders mehr übrig, als ihm die letzte Pflicht zu erweisen. Da man die Todten hier nicht beerdigen kann, weil die ganze Gegend Nichts als Felsenmasse ist, so bringt man sie in eine Kapelle, die gegen Morgen vom Kloster liegt, wo sie aufrecht gegen einander über gestellt werden. Bloß in Leinwand gehüllt, erhalten sie sich hier, ohne in Fäulniß überzugehen, indem sie bloß ausdorren; Einige sind von ihren Anverwandten oder Freunden noch zwey und drey Jahre nach ihrem Tode erkannt worden. Im Jahre 1791 zählte man vier Reihen solcher Leichname.

---

# Mozart. *)

Von Deutschlands Meistern in der Tonkunst ist wohl Keiner allgemein bekannter, als Mozart. Der Kenner bewundert in ihm den Genius, und das große Publikum den Zauberer, der es auf den Flügeln seiner Töne in nie geahnete Regionen des Vergnügens emporträgt.

Er wurde unter den günstigsten Umständen für sein Talent geboren. Sein Vater, Leopold Mozart, war Direktor der erzbischöflich-salzburgischen Kapelle, und verband mit theoretischer Einsicht in die Musik ein gründliches Studium aller der Wissenschaften, die den Musiker allein auf der Höhe des guten Geschmacks erhalten. Unter der Bildung dieses Mannes nahm des Knaben Talent die glücklichste Richtung.

Wenn man bedenkt, daß die Jugendeindrücke die dauerndsten sind, und während des ganzen Lebens uns unwillkührlich bestimmen, so war Mozart nun um so glücklicher, frühzeitig alle die Klippen der Rohheit zu vermeiden, an denen der junge Genius so oft scheitert. So erklärt es sich dann, wie er eher und sicherer, als Andere, das Ziel des Schönen erstrebte.

Des Vaters Unterricht war so beschaffen, wie jeder Unterricht der Jugend eigentlich beschaffen seyn

sollte.

*) S. Verkündiger vom Jahre 1802.

sollte. Nicht mit Regeln begann er ihn, sondern er benützte des Knaben Lust an eigner Erfindung von Menuetten und leichten Tonstücken, und schrieb ihm Das auf, was er erfunden hatte. Nur erst dann, wann Etwas erfunden war, machte der Vater auf Regeln aufmerksam, und suchte sie aus dem Erfundenen abzuleiten. Diese Art des Unterrichtes fieng schon mit dem fünften Jahre des Knabens an, ehe er noch schreiben konnte.

So bald er aber die Feder zu führen verstand, ward er kühner. Einst kam der Vater aus der Kirche mit einem Fremden nach Hause. Sie fanden den kleinen Mozart mit der Feder in der Hand. Er schrieb an einem Klavierkonzert.

Man wollte es sehen. Der Kleine betheuerte, es sey noch nicht fertig, und gab es nicht aus der Hand. Der Vater nahm es mit Gewalt,

Man konnte das Geschriebene kaum lesen. Der Kleine hatte das Papier zu sehr mit Dintenflecken beschmutzt. Als aber der Vater dennoch die Komposition mit Aufmerksamkeit durchsah, blieb sein Auge starr auf das Blatt geheftet, und Thränen der Bewunderung und Freude entfielen ihm. Er machte den Fremden darauf aufmerksam, wie so Vieles nach der Regel gesetzt sey; nur wäre das Ganze so schwer, daß es Niemand spielen könnte. Dafür, meynte der Kleine, sey es ein Konzert, das man so lange probiren müsse, bis es gehe. Er fieng auch an, zu spielen,

brach-

brachte aber nur so Viel heraus, daß man ungefähr sah, was seine Ideen gewesen waren.

Im sechsten Jahre unternahm der junge Virtuose seine erste Reise. Er ließ sich, nebst seiner talentvollen Schwester, in München vor dem Kurfürsten hören. Der allgemeine Beyfall, welcher den Kindern zu Theile wurde, munterte den Vater auf, mit ihnen im Jahre 1762 nach Wien zu gehen. Auch da wurden sie vom Hofe gut aufgenommen; und hier zeigte der kleine Tonkünstler zuerst einen gewißen Künstlerstolz. So bald er wußte, daß sich unter seinen Zuhörern keine Musikkenner befänden, spielte er nur Tändeleyen; ganz Feuer und Aufmerksamkeit war er hingegen, wenn Kenner zugegen waren. Man mußte ihn daher öfters hintergehen, und Manche seiner vornehmen Zuhörer für Kunstverständige ausgeben, wenn er gut spielen sollte. Selbst in Gegenwart des Kaisers wollte er einsmal nicht eher spielen, als bis Wagenseil, ein gründlicher Komponist und Lehrer der Tonkunst, sich unter den Zuhörern befand.

Die Natur hatte ihm ein feines Gehör gegeben. Es entgieng ihm kein Misklang und kein Ton, der durch die Zusammensetzung nicht genug gemildert war. Uebrigens war sein Nervensystem so fein, daß er bis in sein zehntes Jahr keine Trompete hören konnte. Auch in der Folge noch fiel er beynahe in Ohnmacht, wenn sich eine Trompete allein hören ließ.

Im

Im Jahre 1763, wo er sieben Jahre alt war, gieng er, nebst seiner Familie, nach Paris. Sie fanden hier eine ehrenvolle Aufnahme. Nach einem Aufenthalte von 21 Wochen giengen sie nach England.

Auch hier legte der Knabe Beweise seines Talentes ab. Christian Bach, damaliger Kapellmeister der Königinn von England, nahm ihn einst zu sich ans Klavier. Er selbst fieng mit einigen Täkten an, ließ hierauf den kleinen Mozart fortspielen, und spielte dann selbst wieder. Beyde brachten durch ihr wechselndes Spiel eine Sonate mit solcher Genauigkeit heraus, daß Jeder ihrer Zuhörer meynte, nur Einer trüge das Stück vor.

Im Jahre 1766 kam die Mozartische Familie wieder in Deutschland an. Neuen Beyfall ärntete der junge Künstler wieder in München ein. Er setzte hier, ohne ein Instrument zu gebrauchen, ein vorgesungenes Thema zu Papier, und führte es aus.

Im Jahre 1768 verfertigte er auf Befehl des Kaisers eine Opera buffa, die dessen vollkommenen Beyfall erhielt. Sein Talent wurde immer bekannter. Als zwölfjähriger Knabe komponirte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenkonzert bey der Einweihung des Waisenhauses, und dirigirte diese Musik in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes.

Im

Im Jahre 1769 ward er Konzertmeister in Salzburg, und machte als solcher eine Reise ins Vaterland der Musik, nach Italien. Hier fand er in Bologna an dem berühmten Kontrapunktisten Martini einen enthusiastischen Bewunderer. Dieser erstaunte nicht wenig, als ihm der junge Künstler über jedes aufgegebene Fugenthema augenblicklich die Fuge ausführte.

Noch auffallendere Beweise seines Talentes gab er in Rom. Er gieng mit seinem Vater in die Sixtinische Kapelle, um das berühmte Miserere von Gregorio Allegri zu hören. Der allgemeinen Sage nach war es den päpstlichen Musikern, bey Strafe der Exkommunikation, verbothen, dieses Tonstück kopiren zu lassen.

Mozart nahm sich nun vor, genau aufzumerken, und schrieb sogleich das, was er gehört hatte, zu Hause auf. Als am Charfreytage das Miserere wieder gegeben wurde, hielt er sein Manuskript im Hute, und merkte die Verbesserungen an, derer es noch bedurfte. Er erreichte seinen Zweck. In einer Akademie sang er seine Arbeit am Klaviere, und sein Lob ertönte überall, als der Kastrat Christofori, ein Mitglied der Sixtinischen Kapelle, die Kopie mit dem Original vollkommen gleichlautend fand.

Sein Ruhm drang bis zum Papste. Er mußte zu ihm kommen. Hier wurde er von ihm zum Ritter vom goldenen Sporn erhoben, und erhielt Kreuz und Breve.

In

In Bologna ward er mit einstimmiger Wahl als Mitglied und Maestro in die philarmonische Gesellschaft aufgenommen. Man hatte ihn deßhalb eingeschlossen, und ihm eine Antiphona vierstimmig zu setzen gegeben. In einer halben Stunde war er damit fertig, und erhielt das Diplom.

Mit dankbarer Erinnerung an die Aufmerksamkeit, mit der man ihm in Italien begegnet war, kehrte er nach Deutschland zurück.

Hier erhielt er von allen Orten die ehrenvollesten Aufträge. Zu Vermählungen am kaiserlichen Hofe, zur Erzbischofswahl in Salzburg setzte er Opern und Konzerte. Für die berühmtesten Hofkapellen verfertigte er Messen, und zu mehreren Karnevalen Opern.

Mit seinem vier und zwanzigsten Jahre trat er in kaiserliche Dienste. Zwar verfolgte ihn hier der Neid; unterdrücken konnte er ihn aber doch nicht. Die Italiener besonders suchten auf alle Art seinen Ruhm zu schmälern.

In den letzten vier Monaten seines Lebens komponirte er die Zauberflöte.

Kurz vor seinem Ende erhielt er die Bestallung zum Kapellmeister an der Stephanskirche, und mit ihr eine bessere Besoldung. Vorher mußte er, um

sich

sich und seine Familie zu erhalten, für Theater und Konzerte schreiben. So macht doch selten das Genie das Glück, das es verdient!

Haydn hielt ihn schon im Jahre 1785 für den größten Komponisten, von dem er nur je gehört habe.

Einige

# Einige Züge aus Desaix's Leben. *)

(Von Simien Despreaux.)

Ludwig Karl Anton Desaix von Veygoux wurde den 17ten August 1768 zu Sankt Hylaire d'Ayat, einem Dorfe des ehemaligen Auvergne, geboren. Sein Vater, Gilbert Anton Desaix, wohnte in dem Dörfchen Veygoux, welches zu der drey Lieues von Riom in dem Departement des Puy=de=Dome entfernten Gemeinde Charbonnieres=les Varennes gehörte, und mit dem Gute gleiches Namens das alte Erbtheil seiner in dieser Gegend sehr geachteten Familie, war. In seinem siebenten Jahre verließ unser Desaix das väterliche Haus, und ward in der Effiatischen Schule erzogen, einer Anstalt, die sich noch von dem Marquis d'Effiat herschrieb, dem Vater des Cinqmars, der erst Günstling Ludwigs des Dreyzehnten war, und den dieser König nachher hinrichten ließ. Jedermann weis, in welchem hohen Rufe diese Schule um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand. Er machte hier schnelle Fortschritte. Homer und Fenelon wurden seine Lieblingsschriftsteller; jener bildete seinen Verstand, und dieser sein Herz.

Im

*) S. Frankreich im Jahre 1801. St. I.

Im Jahre 1783 erhielt Desaix eine Unterlieutenantsstelle bey'm Infanterieregiment de Bretagne, von welchem der Graf von Crillon Oberster war. Man muß es diesem Regimente zum Lobe nachsagen, daß es immer aus Männern zusammengesetzt gewesen ist, die sich nicht nur durch militairische Kenntnisse, sondern auch durch ihre Liebe zu andern Wissenschaften, und durch Geschmack an Künsten ausgezeichnet haben. Dieses Regiment hat immer denselben Geist beybehalten, der es vor manchen Klippen während der Revolution bewahrte. Der Oberste desselben hat durch seine Sanftmuth und Freundlichkeit nicht Wenig dazu beygetragen, die größte Harmonie in dem Korps zu erhalten. Desaix, der kaum den Kinderjahren entwachsen war, zeigte schon eine besondere Neigung zum stillen Nachdenken, und hielt sich gern von den lärmenden Vergnügungen entfernt, die gewöhnlich für die Jugend so viel Reiz haben. Auch nannte man ihn in seiner Familie, unter seinen Schulkameraden, und in den Garnisonen immer den Weisen.

Im Jahre 1791 ward er zum Kriegskommissär ernannt, und diese Gelegenheit benützte er, um die Mittel, für die Bedürfniße der Armee zu sorgen, kennen zu lernen. Bald daräuf wählte ihn Viktor Broglio zu seinem Adjutanten; und da er sich bey jeder Gelegenheit auszeichnete, so rückte er schnell von Stufe zu Stufe bis zum General hinauf. In

einem

einem der ersten Feldzüge wurde er mit einigen französischen Soldaten, mit denen er sich zu weit von Landau entfernt hatte, von drey östreichischen Schwadronen überfallen. Er warf sich wüthend unter die Feinde, gerieth einen Augenblick in ihre Gefangenschaft; nachdem er aber von seinen Leuten wieder befreyt worden war, begann der Kampf aufs Neue, und er ließ nicht eher ab, bis er den Feind zum Rückzuge genöthigt, und ihm sogar einen Gefangenen abgenommen hatte.

Bey Lauterbach hatte ihm eine Kugel die Backe durchlöchert; ohne auf den Schmerzen zu achten, gab er durch kräftige Zeichen zu verstehen, daß er sich nicht eher verbinden lassen würde, als bis das in Unordnung gerathene französische Heer sich wieder gesammelt hätte; und wirklich konnte er nicht eher, als nach wieder hergestellter Ordnung, bewogen werden, die Hilfe des Wundarztes anzunehmen. Den 4ten Prairial des dritten Jahres wurden die Franzosen früh Morgens von einer überlegenen östreichischen Macht angegriffen. Sie bestanden den ungleichen Kampf mit großer Unerschrockenheit bis um Mittag, da der Feind neue Verstärkung erhielt. Die Soldaten stutzten; man war unentschlossen, und ließ den General Desaix fragen, was er befehle. „Den Rückzug des Feindes!" antwortete er. Diese Antwort, und sein eigenes Beyspiel, da er sich an die Spitze stellte, flößten neuen Muth ein; der Feind wurde

 mit

mit wiederholter Wuth angegriffen, und nach einem schrecklichen Gemetzel zur Flucht genöthigt. Die Verdienste, die er sich bey dem berühmten Rückzuge Moreáu's und dem glorreichen Rheinübergange desselben, so wie bey der Vertheidigung Kehls erworben hatte, sind bekannt.

Während der Schreckenszeit, da er an den Gränzen sein Blut für's Vaterland vergoß, und täglich sein Leben auf's Spiel setzte, wurde seine Mutter, der kein anderer Vorwurf, als ihre adeliche Geburt, zur Last fiel, eingekerkert. Sie saß zu Rioms mit ihrer Tochter in einem Gefängniße, wo es ihr nicht nur an den Bequemlichkeiten des Lebens, sondern sogar an den nothwendigsten Dingen fehlte. Desaix gab sich alle erdenkliche Mühe, ihnen ihre Freyheit wieder zu verschaffen; er entzog sich, was er nur konnte, um es ihnen zukommen zu lassen. Als er bey den Linien von Weissenburg verwundet worden war, schrieb er an seine Mutter: „Mutter, zärtlich geliebte Mutter! ich habe endlich eine Wunde erhalten; aber ich freue mich darüber, ja, ich wünsche mir Glück dazu, weil ich mit meinem Blute ihre Freyheit wieder erkaufe.“ Aber er irrte sich: auf die Nachricht von seiner erhaltenen Wunde, begaben sich die in dem Departemente des Puy-de-Dome befindlichen Deputirten in das Gefängniß, um der Mutter Glück zu einem Sohne zu wünschen, der sich so großmüthig für die Republik aufopferte.

Dieß

Dieß war aber auch der einzige Trost, den sie ihr brachten; und erst lange nachher ward sie in Freyheit gesetzt.

Von seiner Zärtlichkeit für seine Mutter hat er manche rührende Beweise gegeben. Er hätte gerne geheyrathet; aber ein Gedanke hielt ihn immer davon ab. „Eine junge Frau, sagte er, würde vielleicht nicht für meine Mutter die Achtung und Aufmerksamkeit in dem Grade haben, wie es ihre Tugend verdient, und ihre unglückliche Lage erfordert; die Gleichgiltigkeit würde sie tief betrüben. Meine Mutter müßte um so mehr dabey leiden, da sie sich bemühen würde, ihren Kummer zu verbergen. Mein Besorgniß mag vielleicht ungegründet seyn; aber ich darf die Ruhe einer Mutter nicht auf's Spiel setzen, die mich zärtlich liebt, und die ich über Alles verehre."

Dem Herzen eines so guten Sohnes konnte kein menschliches Gefühl fremde seyn. Eines Tages erblickte er einen Soldaten, der, ungroßmüthig genug, einen Greisen mishandelte. Er eilte auf ihn zu: „Elender! rief er, was thust du? hast du dann keinen Vater?"

Nach der Entsetzung Pichegrü's führte der General Michault, dem man das Kommando bestimmt hatte, den jungen Desaix zum Deputirten Leman. „Hier habt ihr den Mann, sagte er, den wir zum Obergenerale haben müssen. Er wird von den Sol-

 daten

daten angebethet. „Was, erwiderte Desaix, habt ihr mich darum hieher geführt? Ich sollte das Kommando der Armee bekommen? ich, der ich der jüngste der Offiziere bin? Bürger-Repräsentant, ihr werdet auf einen solchen Vorschlag nicht achten, und keine Ungerechtigkeit gegen alle Militärpersonen begehen, die sich größere Verdienste, als ich, um das Vaterland erworben haben." Nach dieser Aeußerung verließ er das Zimmer; und ließ sich auch nicht überreden, das Kommando anzunehmen.

Desaix hatte das, dem Anscheine nach, so schwere Mittel gefunden, die Soldaten an Entbehrungen zu gewöhnen; er versagte sich nämlich selbst Alles, was sie nicht auch haben konnten. In der schlimmsten Zeit, als ein schrecklicher Mangel die Republik drückte, war Munitionsbrod und Wasser seine einzige Nahrung.

Einige Kriegskommissäre versuchten einmal, sich seine Gunst dadurch zu erwerben, daß sie ihm feine Weine und besseres Brod als dasjenige schickten, welches seine Truppen bekamen. Desaix nahm das Geschenk mit kalter Höflichkeit an, und ließ es sogleich unter die Kranken in den Hospitälern vertheilen. Durch dergleichen Züge hatte er sich die höchste Liebe und Achtung der Soldaten erworben. Diese Achtung äußerte sich bey jeder Gelegenheit. Ein Reichsfürst hatte die Flucht bey seiner Annäherung ergriffen, und der Kasten mit den Baarschaften, die

er

er zurückgelassen, ward in sein Zelt gebracht. Er befahl, daß man ihn sogleich zum Zahlmeister bringen sollte. Die Soldaten hatten Mühe, ihn zu heben. Desaix warf ihnen ihre Langsamkeit vor. Sie ließen den Kasten fallen, und sagten: „Er ist so schwer, weil er aus ihren Händen kömmt.“ Dieses bezeichnet hinlänglich die Meynung, welche die Soldaten von ihm hegten. Er wußte sie aber auch zu benützen. „Ich werde den Feind schlagen, so lange ich von meinen Soldaten geliebt seyn werde!“ pflegte er zu sagen. In einem der nächtlichen Gefechte bey der Belagerung von Kehl stieß ein Soldat mitten im Getümmel auf den General Desaix, und erkannte ihn. „Kameraden, rief er, der General Desaix ist unter uns; lasset uns den Oestreichern alle Zugänge öffnen: wir werden sie nur um so tüchtiger in der Nähe schlagen.“ Er war wirklich unermüdlich, und die Oestreicher wußten es sehr gut. „Euer Desaix hat ja wohl niemal geschlafen?“ sagte ein deutscher Gefangener.

In feindlichen Ländern hatte er immer dafür gesorgt, daß das Eigenthum unangetastet bliebe, und beschützt wurde. Er selbst war der Uneigennützigste der Menschen; ja, diese Tugend gieng bey ihm bis zur stoischen Gleichgiltigkeit. Nach seinem Feldzuge in den reichsten Gegenden Deutschlands kam er so arm zurück, daß ein Anderer zu Neu-Breisach die Zeche für ihn bezahlen mußte. Wenn mit irgend

einem Fürsten Friede geschlossen wurde, war es immer gewöhnlich, Geschenke anzunehmen. Desaix schlug sie beständig aus, indem er sagte: „Was Andern erlaubt ist, dürfen sich Diejenigen nicht erlauben, die über Soldaten zu befehlen haben.“ Dieß verschaffte ihm die Achtung und Ehrfurcht der Feinde selbst. Als eines Tages die französischen Truppen unerwartet in eine Gegend Deutschlands einrückten, glaubten die erschrockenen Bauern, die für ihr Leben zitterten, mit ihren Familien ihre Hütten verlassen zu müssen. Einige unter ihnen erkannten Desaix, und riefen den Uebrigen zu: „Wir können nun bleiben; es ist der General Desaix; er wird unsere Hütten beschützen.“

Wenn dieser General nicht in Gefechten begriffen war, lebte er, von seinen Soldaten umgeben, mit derer Bedürfnissen er sich unablässig beschäfftigte. Er befragte sie nach ihren Umständen, nahm lebhaft Theil an allen widrigen Ereignißen, die ihnen begegneten, und ließ ihnen Alles reichen, was sie zu ihrem Unterhalte nothwendig brauchten. Wurden ihm Gefangene zugeführt, so begegnete er ihnen mit Freundlichkeit, tröstete und beruhigte sie über ihr Schicksal. Wenn er Abends in sein Zelt zurückkehrte, schrieb er die Geschichte des Tages nieder, nannte alle Diejenigen, die sich ausgezeichnet hatten; sein eigner Name nur war der einzige, den er anzuführen vergaß. War er an der Spitze der Armee, so

hielten sich die Soldaten für unüberwindlich; sie pflegten dann zu den Zurückbleibenden zu sagen: „Bis diesen Abend; wir treffen uns beym Essen wieder.“ Führte sie aber ein Andrer an, so umarmten sie ihre Waffengefährten, und nahmen Abschied von ihnen.

Der Traktat von Leoben schien einem Kriege ein Ende machen zu müssen, der Deutschland und Italien verwüstete. Desaix konnte sich endlich von seinen Strapazen erholen. Er benützte die Muße, um eine Reise nach Italien zu machen, und den Schauplatz so großer Thaten zu besuchen. Bonaparte nahm ihn mit der größten Achtung auf, und ließ folgende Bekanntmachung an die Armee ergehen: „Der General en Chef benachrichtigt die italienische Armee, daß der General Desaix von der Rheinarmee angelangt ist, und die Positionen zu besichtigen gedenkt, wo sich die Franzosen unsterblich gemacht haben.“

Nach seiner Zurückkunft ward er zum General en Chef der gegen England bestimmten Armee ernannt. Einige Freunde stellten ihm die Gefahr einer solchen Expedition vor, die, nach ihrer Meynung, unmöglich gelingen könnte. „Wenn ich den Posten ausgeschlagen hätte, antwortete er, so würdet ihr weit mehr Ursache haben, euch zu beunruhigen. Die größte Gefahr liegt darinn, sich für weiser zu halten, als sein Schicksal.“

Desaix, der einen unternehmenden Geist hatte, war Einer der Ersten, die sich für die Expedition nach Egypten erklärten. Er reisete mit Bonaparte im Frühlinge des sechsten Jahres ab, und trug nicht Wenig znr Einnahme von Malta bey, das sich in 24 Stunden ergab. In Egypten erwarb er sich großen Ruhm bey den Schlachten von Chebreiß und den Pyramiden. Aber diejenige, worinn er sich am meisten auszeichnete, und die seinen militärischen Talenten die größte Ehre machte, war die Schlacht bey Sediman. Desaix hatte nicht mehr als zwölfhundert Mann unter sich, worunter noch dreyhundert fast blind waren. Mit diesen sollte er einen Angriff von zwanzigtausend Mann feindlicher Kavallerie zurückschlagen. Er faßte schnell seinen Entschluß. Er theilte sein kleines Korps in drey Vierecke, die sich ziemlich nahe aneinander halten mußten. Der Feind griff wüthend an, und brachte den rechten Flügel in Unordnung. Desaix ließ die Verwundeten augenblicklich wegtragen, und eilte nach dem linken Flügel, mit dem er den Angriff von dieser Seite zurückschlug, und den Feind zur Flucht nöthigte. Itzt begab er sich nach dem Centrum, wo die feindliche Artillerie viele Menschen wegraffte. Er spornte seine Leute an, das Unmögliche zu versuchen, und sich dieser Artillerie mit stürmender Hand zu bemächtigen. Es gelang; sie ward gegen den Feind gerichtet, der sich in der größten Verwirrung in die Wüste zurückzog.

Nach=

Nachdem er den ihm zu Theile gewordenen Auftrag erfüllt, und Oberegypten von den Feinden gereinigt hatte, schiffte er sich zu Alexandrien in ein genuesisches Schiff ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Der Traktat zwischen dem englischen Befehlshaber, dem Großvezier und dem General Kleber, war geschlossen. Er bekam Pässe von den beyden Erstern; und damit er desto sicherer ungehindert reisen möchte, hatte ihm Sir Sidney Smith einen englischen Offizier mitgegeben. Dennoch ward er vor Livorno angehalten, und auf Befehl des Admirals Keith zum Gefangenen gemacht. Vergebens klagte der englische Offizier über die Unwürdigkeit dieses Betragens, über diese Verletzung des Völkerrechts. Alle Vorstellungen blieben fruchtlos; Desaix ward als Gefangener in's Lazareth geschickt, wo ihm eine Art von Gefängniß, das seine Soldaten mit ihm theilten, angewiesen wurde. Es fehlte ihm an den nöthigsten Dingen; er forderte sie; Keith schrieb ihm die ironischsten, beleidigendsten Briefe. Desaix antwortete ihm: „Ich verlange Nichts von Ihnen, als daß Sie mich von Ihrer Gegenwart befreyen. Ich habe mit Mamelucken, Türken, mit den Arabern der Wüste, mit Aethiopiern, mit Negern von Darffur, und mit Tartarn unterhandelt; Alle hielten sich durch ihr Wort gebunden, wenn sie es einmal gegeben hatten, und erlaubten sich keine Beleidigungen gegen ihre Mitmenschen im Unglücke." Der Admiral erhielt endlich den Befehl, den General

Desaix in Freyheit zu setzen, und nach dreyjährigen, unglaublichen Anstrengungen, Mühseligkeiten und Strapazen erblickte er endlich den Boden des Vaterlandes wieder. Er war kaum angekommen, so erkundigte er sich schon nach Bonaparte und seinen Waffengefährten. Man berichtete ihm, daß sie in Italien bereits in voller Thätigkeit wären. Sogleich schrieb er an den ersten Konsul:

„Befehlen Sie mir, zu Ihnen zu kommen, ob als General, oder Soldat, gilt mir gleich Viel, wenn ich nur mit und unter Ihnen fechten kann. Ein Tag, den ich zubringe, ohne meinem Vaterlande nützlich zu seyn, ist in meinen Augen verloren.“

Er reisete nun ab, ohne nur seine Familie gesehen zu haben, und den 20sten Prairial langte er zu Pavia, und den 21sten zu Stradella an, wo sich das Hauptquartier der Armee befand. Bonaparte übertrug ihm das Kommando einer Division.

Den Tag vor der Schlacht sagte Desaix wiederholt zu seinen Adjutanten: Es ist lange her, daß ich mich nicht in Europa geschlagen habe; die Kugeln kennen uns nicht mehr; es dürfte leicht nicht gut mit uns gehen.

Den 25sten Prärial gieng der Feind auf drey Brücken über die Bormida. Er war entschlossen, durchzudringen. Er kam mit einer großen Uebermacht

macht und überrumpelte die französische Avantgarde. Itzt begann die denkwürdige Schlacht bey Marengo, die das Schicksal Italiens und der östreichischen Armee entschieden hat.

Viermal wurden die Franken zurückgeschlagen; aber eben so oft hatten die Franken den Angriff erneuert, und endlich den Feind zum Rückzuge gezwungen. Um vier Uhr Nachmittags überflügelte eine zahlreiche östreichische Kavallerie den rechten französischen Flügel. Sie bestand aus 10,000 Mann. Die Grenadiere der Konsulargarde wurden mitten auf die unermeßliche Ebene von St. Julien gestellt. Nichts, weder die Kavallerie, noch Infanterie, noch Artillerie vermochte, sie zu erschüttern. Aller dieser Angriffe ungeachtet, verlor dieses Bataillon nicht mehr als 40 Mann. Inzwischen unterhielt der Feind ein Kartätschenfeuer aus mehr als hundert Kanonen; man ließ ihn bis in das Dorf St. Julien vordringen, wo die Division von Desaix mit acht Stück leichter Artillerie und zwey Bataillonen stand, dessen Kolonnen auf beyden Seiten eng aneinander geschlossen waren. Itzt näherte sich Desaix dem ersten Konsul: „General, sagte er, ich kann nicht leiden, daß die Armee sich in ihrer Gegenwart entehre; es ist Zeit; ich wage Alles daran." Der Konsul feuerte die Soldaten an, die sich alle wieder unter dem Geschrey: „Es lebe die Republik! es lebe der erste Konsul!" hinter der Division von Desaix

sair sammelten. Es war fünf Uhr Nachmittags, und der Kampf kaum begonnen, als Desair, von einer Kugel tödtlich getroffen, fiel; er starb einige Augenblicke nachher, und hatte nur die Zeit noch, vor seinem Ende an den jungen Lebrün die Worte zu sagen: „Geht zum ersten Konsul, und sagt ihm, daß ich mit dem Bedauern sterbe, nicht genug für die Nachwelt gethan zu haben."

Diese traurige Nachricht ward dem ersten Konsul unmittelbar angezeigt; und bekanntlich rief er aus: „Warum ist es mir nicht erlaubt, zu weinen!" Desair's Leiche ward sogleich nach dem Hauptquartiere gebracht, wo man sie öffnete, und fand, daß die Kugel gerade nach dem Herzen gezielt war. Auf Bonapartes Befehl wurde der Körper nach Mayland geschafft und dort einbalsamirt. Seitdem, und durch einen Beschluß der Konsulen vom 8ten Messidor, sind die Ueberbleibsel dieses jungen Helden nach dem Kloster Sankt Bernhard gebracht worden, wo man ihm ein Grab erbaut hat. Um den Uebergang der Armee zu verewigen, sind die Namen der Halbbrigaden, der Kavallerie- und Artillerieregimenter auf eine Tafel, dem Monumente gegenüber, eingegraben worden. Desair war zwey und dreyßig Jahre, weniger zwey Monate, alt, als er seine Laufbahn glorreich endigte. Er ist gestorben, bedauert von allen Parteyen, und geschätzt von ganz Europa.

Es wäre unmöglich, den Schmerzen der Soldaten zu beschreiben; er ward von allen Denen mitgefühlt, die diesen jungen Krieger gekannt hatten. Er hatte aus Egypten zwey kleine Neger mitgebracht, die ihm vom Könige von Darfur geschenkt worden waren. Diese Kinder, die untröstlich über den Tod ihres Herrn waren, haben ihn, nach der Weise ihres Landes, unter den rührendsten Aeußerungen ihrer Liebe, betrauert.

Die Natur hatte unsern Desaix mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgerüstet, und ihnen allein verdankt er seine schnelle Beförderung. Er gelangte zu den höchsten militärischen Ehrenstellen, ohne heimliche Künste und Intriguen; weit entfernt, sie zu suchen, schien er ihnen vielmehr auszuweichen. Er besaß von seinem Vater ein geringes Vermögen, und hatte nie gesucht, es zu vermehren; er war großmüthig, mitleidig, aber vorsichtig bey aller seiner Freygebigkeit. So oft es darauf ankam, zu repräsentiren, und die Würde der Nation zu behaupten, achtete er die Ausgaben nicht; für seine eigene Person aber war er sehr sparsam, und äußerst einfach in seiner Kleidung. Ein blauer Ueberrock war sein gewöhnlicher Anzug, und die große Generalsuniform trug er nur an den Tagen, wo Schlachten geliefert wurden.

Da bey einem großen Manne Alles bis auf die kleinsten Umstände seines Privatlebens interessant

ist,

ist, so dürfte man vielleicht fragen: ob sein Herz je für Liebe empfänglich war. Man versichert, daß ein Frauenzimmer ihm die stärkste Neigung eingeflößt, daß er aber außer dieser nie eine Andere geliebt hatte. Was seine Meynung über religiöse Gegenstände gewesen ist, hat er nie öffentlich geäußert; er scheint aber eine Vorliebe für das System des Fatalismus gehabt zu haben.

Sein immer reger Geist erlaubte ihm nicht, die Gegenstände, die seine Augen auf sich zogen, mit Gleichgiltigkeit anzusehen. Auf allen seinen Reisen hatte er immer eben so richtige, als nützliche Bemerkungen gemacht. Dabey schrieb er sehr gut, und sein Briefstyl war äußerst angenehm. Zur Probe wollen wir nur ein Fragment aus einem Briefe anführen, den er kurz vor seinem Tode an Einen seiner Freunde schrieb:

„Ich habe viele Länder gesehen; ich bin in allen den Gegenden gewesen, die durch Religionen, Fabel und Geschichte berühmt geworden sind. Egypten, Syrien, Griechenland, Sizilien, Rom. Wie viele Monumente! wie viele Ruinen! wie viele Erinnerungen! Ich habe sie durch außerordentliche Beschwerden, durch ungeheure Anstrengungen, durch zahllose Sorgen erkauft; aber ich habe das Vaterland wieder gesehen, und Alles ist ausgelöscht; die Genuße, die ich gehabt habe, bleiben mir, und diese sind herrlich!"

Was

Was Desaix vor andern Helden auszeichnet, ist, daß die Erkenntlichkeit gegen ihn sich überall ungezwungen und aus freyen Stücken gezeigt hat. Ein Monument soll ihm und Kleber zu Ehren auf dem Platze des Viktoires errichtet werden, und Bonaparte selbst hat den 1sten Vendemiaire im 9ten Jahre den ersten Grundstein dazu gelegt. Durch eine Rede, voll Gelehrsamkeit, Philosophie und rednerischen Feuers, hat Garat, Mitglied des Senats und des Nationalinstituts, dem Andenken dieser Vaterlandsvertheidiger ein Denkmaal anderer Art gestiftet. Sein Plan war schwer auszuführen, aber durch geschickte Uebergänge ist es ihm gelungen, das lebhafteste Interesse für beyde Krieger einzuflößen. Man hat eine freywillige Subskription eröffnet, und verschiedene Künstler haben um die Ehre gewetteifert, zur Ausführung des von den Subscribenten entworfenen Planes mitzuwirken. Dieses zweyte Monument soll auf dem Platze Thionville errichtet werden. Die Stadt Straßburg hat sich beeifert, diesem Beyspiele zu folgen. Das Fort Kehl, wo er so viel Muth und Geschicklichkeit bewiesen hat, soll dieses vierte Monument aufnehmen. Dasjenige, welches man auf dem Sankt Bernhard errichtet hat, und das die Ueberbleibsel dieses Helden enthält, ist dazu bestimmt, durch die vielen ehrenvollen Sinnbilder, die es schmücken, sein Andenken, und das der Reservearmee, zu verewigen.

Als bey seinem letzten Aufenthalte zu Paris seine Mutter dahin kam, bath er sie inständigst, zu Vèygoux ein Denkmaal zum Andenken von Zween seiner Freunde, die an seiner Seite getödtet worden waren, errichten zu lassen; er bezeichnete sogar die Stelle, wo er es hinwünschte, und er schrieb an seine Schwester, daß, im Falle ihn der Tod mitten in seiner Laufbahne wegraffte, das Monument der Zärtlichkeit seiner Familie neben demjenigen seiner Freunde stehen möchte. Seine Verwandte haben diesen Wunsch erfüllt, und der Ort, den er dazu ausgesucht hatte, ist derjenige, der zu Veygoux der Schauplatz seiner Jugendspiele und Uebungen gewesen war. Die Erkenntlichkeit und die Freundschaft haben sich beeifert, seinem Andenken alle verdiente Ehre zu erzeigen. — Seine Güte umfieng mit gleicher Wärme, was ihn interessiren, oder was ihm angehören mochte; seine Schwester besonders hat die Wirkungen davon erfahren: er sorgte beständig mit dem regsten Eifer für ihr Glück, und er hat ihr die Hälfte seines Vermögens vermacht, damit sie vor Abhängigkeit geschützt wäre.

Niemand konnte mitleidiger seyn, als Desaix. Die Soldaten aus seiner Gegend konnten vorzüglich auf seine Wohlthaten rechnen; er gab ihnen Geld, wenn sie es bedurften, ohne die Wiederbezahlung von ihren Eltern anzunehmen. Während seines Aufenthaltes zu Maynz wurde ein Soldat gefährlich krank,

der

der ein Eingeborner seines Wohnorts war; er ließ ihn in seine eigne Zimmer bringen, und ihn hier einen Monat lang aufs sorgfältigste pflegen.

Desaix hatte sich von jeher die Freundschaft und Achtung aller Derer zu erwerben gewußt, die ihn gekannt haben, weil er mit vorzüglichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens einen einfachen, aber zugleich edlen Anstand, sanfte und angenehme Gesichtszüge und ein liebliches Organ verband. Er sprach mit besonderer Grazie und Annehmlichkeit; die Reinheit seiner Seele malte sich in allen seinen Ausdrücken; mit einem Worte: Nie hat ein Mann ein gerechteres Bedauern erweckt, und mehr verdient, in dem Andenken seiner Mitbürger zu leben, als Desaix.

## Naturspiele. *)

Unter Franz I. und Heinrich II. von Frankreich waren die Zwerge an dem französischen Hofe Mode. Ein Mayländer Zwerg ließ sich damals, wie ein Papagey, in einem Käfig herumtragen; und eine Zwerginn aus der Normandie wurde gezeigt, die in einem Alter von 13 Jahren nur 18 Zoll hoch war. In dem Jahre 1741 ward in Lothringen von 2 gesunden und wohlgestalteten Bauersleuten ein Knabe (Niklas Ferri) geboren, der bey seiner Geburt nur 8 — 9 Zoll lang war, und 24 Loth wog, da doch die gewöhnliche Länge eines neugebornen Kindes 1 Fuß und 4 — 9 Zoll beträgt. Er war sehr schwächlich, und man trug ihn auf einer mit Hanf bedeckten Schüssel in die Kirche zur Taufe. Man gab ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt sehr treulich verwaltete, und allemal von selbst auf das Schreyen des Kindes herbeylief. Ein hölzerner Schuh diente ihm lange Zeit zur Wiege. In dem sechsten Monate seines Lebens bekam er die Pocken, während welcher die Ziegenmilch seine einzige Arzney und Nahrung war. In einem Alter von 18 Monaten fieng er an, zu lallen. Als er zwey Jahre zählte, stand er auf den Beinen, und konnte fast ohne Hilfe gehen.

*) S. Verk. v. J. 1801.

gehen. Seine erste Schuhe waren 18 Linien lang. In seinem sechsten Jahre war er ungefehr 15 Zoll hoch, und wog nicht mehr als 13 Pfunde; bey allem Dem waren aber die Theile seines Körpers sehr gut proportionirt. Der König Stanislaus von Pohlen, der sich damals in Lothringen aufhielt, ließ ihn nach Lüneville bringen, und behielt ihn dort auf seinem Schloße. Allein, ungeachtet des Unterrichts aller Art, den man ihm gab, entwickelten sich doch seine Geistesfähigkeiten sehr schlecht. Er spazierte auf der Tafel des Königs umher, und hatte seinen Sitz auf den Armen seines Lehnstuhls. Einst befand er sich auf einer Wiese, wo das Gras höher war, als er selbst; er glaubte sich daher in einem Wald verirrt zu haben, und schrie um Hilfe. — An die Personen, welche sich Viel mit ihm abgaben, zeigte er große Anhänglichkeit, die oft bis zur Eifersucht gieng. Die Prinzeßinn Talmond, die sich viele Mühe gab, ihm von Manchem Begriffe beyzubringen, streichelte einst in seiner Gegenwart einen kleinen Hund. Er riß ihr daher denselben wüthend aus den Händen, und warf ihn mit diesen Worten zum Fenster hinaus: „Warum lieben Sie ihn dann mehr, als mich?“ Mit seinem 16ten Jahre zeigten sich entschiedene Zeichen seiner Mannbarkeit, und er verlor von da an die richtigen Verhältniße seiner Gestalt; und von seinem 21sten Jahre an gerieth er in eine sichtbare Hinfälligkeit, und zeigte Spuren des grauen Alters.

Er starb, beynahe 23 Jahre alt. Seine Größe betrug damals 33 Zoll. Stanislaus ließ ihm eine eigne Grabschrift setzen, und sein Skelet ward aufbewahrt.

Im Jahre 1710 wurde von dem Petersburger Hofe eine Zwergenhochzeit veranstaltet, bey welcher, außer dem Brautpaare, noch 70 Zwerge zugegen waren.

Die

# Engländer in Birma. *)

Die Feindseligkeiten, welche der König von Birma, der itzt Arrakan, Ava, Pegu und einen Theil von Siam beherrscht, sich 1793 im Gebiethe der Engländer, im südöstlichen Bengalen, in der Nachbarschaft von Chittagong erlaubte, veranlaßte im Jahre 1795 eine Gesandtschaftsreise dahin.

Da die Gegend umher wenig angebaut wird, und aus verwachsenen Waldungen besteht, in denen Elephanten gefangen werden, und die Küste von Arrakan hin und wieder mit vielen Inseln besäet ist, so haben sich hier immer Räuber aufgehalten, welche die Kauffahrteyschiffe ausplünderten, ja sich nicht scheuten, selbst die königlichen Fahrzeuge, zu berauben. Weil sie sich nun mit ihrer Beute haufig nach Bengalen zu retten, und dort zu verkaufen pflegten; so ward der König von Birma über diese Räuber so aufgebracht, daß er ein kleines Heer über den Naaffluß setzen ließ, um die Anführer derselben auf dem benachbarten Boden anzugreifen und zur verdienten



*) S. An Account of an Embassy to the Kingdom of Ava, sent by the Governor general of India in the Year 1795, J. a. L. Z. v. J. 1801.

Strafe zu ziehen. Die bengalische Regierung fand aber dieses Verfahren mitten im Frieden zwischen beyden Staaten allzurasch, und ließ auch ihre Truppen gegen die Birmannen vorrücken. Sie deutete ihnen an, ihr Gebieth sogleich zu räumen, versprach aber, die Verbrecher aufsuchen zu lassen, und, wenn sie schuldig befunden würden, auszuliefern; welches auch nachher geschah. Da die brittische Regierung diesen Vorfall zur Erweiterung ihres Handels zu benützen, und mit dem Hofe von Ummerapura — so heißt itzt die so oft veränderte Residenz des birmannischen Königs — in nähere Verbindung zu treten wünschte, so ward Symes 1795 dorthin als Gesandter abgeschickt.

Er kam von Bengalen zuerst nach der großen Andemaninsel. Hier haben die Engländer seit 1793 eine Niederlassung, Port Kornwallis. Sie dient ihnen zum sichern Ankerplatze bey den nordöstlichen Mussons, da sie an der östlichen Küste des bengalischen Meerbusen keinen Hafen besitzen. Es werden dorthin auch Verbrecher verbannt. Die Einwohner sind sehr wild und arm, leiden auch oft wegen der Unfruchtbarkeit ihres Landes großen Mangel, und die Engländer haben schon manchmal an der Küste halbverhungerte Menschen gefunden. Ihre Sprache soll ganz von allen indischen Dialekten verschieden seyn.

Von

Von hier kam er nach Kanguhn, einem erst seit 1755 bekannten birmannischen Hafen an dem östlichen Arme des Irawaddiflußes. Bey den Einwohnern heißt er Dzanguhn. Er und sein Gefolge wurden hier genau bewacht, sie durften auch mit andern Schiffen keinen Umgang haben, weil Armenier und andere mohrische Kaufleute, in derer Händen damals der ganze Handel war, und welche ansehnliche Aemter bekleideten, durch nähere Verbindungen zwischen Bengalen und Birma, die bisher genoßenen Vortheile, zu verlieren fürchteten, und daher allerley nachtheilige Gerüchte von der Absicht der Gesandtschaft ausstreuten.

Kanguhn besteht aus 5,000 Häusern und 30,000 Einwohnern. Hier wohnen Schuldner und Flüchtlinge aus allen Ländern Asiens, auch Portugiesen, Franzosen und Engländer. Die Einwohner bauen trefliche Schiffe, nach französischen Modelen, selbst für fremde Rechnung. — Die weitere Reise nach der Hauptstadt ward auf dem Fluße Irawaddi fortgesetzt. Auf dieser Fahrt kam die Gesandtschaft durch eine Menge Städte und Flecken, ohne sich während derselben vom Fluße zu entfernen. Darunter befand sich die Stadt Pegu, die ehemalige Hauptstadt des Reiches dieses Namens. Sie ist sehr verfallen, und hat Viel von ihrer einstigen Größe verloren, weil sie 1757 zerstört, und die Einwohner weggeführt wurden. Itzt sammeln sich die alten Bewohner wie-

der, und ihre Anzahl mag ungefehr 7,000 Seelen betragen. Außer den Tempeln, derer eine Menge aus den Vorzeiten übrig ist, und den königlichen Häusern, darf kein Gebäude von Steinen aufgemauert werden. Sie sind daher bloß von Brettern oder Bambus 3 — 4 Fuß über der Erde erbaut; die Wände bestehen aus Matten, und die Dächer sind sehr schlecht; doch hat man gute Anstalten gegen Feuersgefahren. Die Gesandten wurden zu allen Feyerlichkeiten eingeladen, die in Ringen, Tänzen und Feuerwerken bestanden. Die Raketen waren große Baumstämme, 8 Fuß lang, und etwa 3 Fuß im Durchmesser. Man ließ sie, wie in China, bey hellem Tage, steigen, um, wie es hieß, die Beschädigung der Zuschauer zu verhüten. Dennoch wurde Einer von einer solchen niedergefallenen Rakete getödtet, welche an ein 20 Fuß langes Bambusrohr befestiget war. Zu den dortigen Lustbarkeiten gehört auch, daß die Damen am Neujahrsabende die Mannspersonen reichlich mit Wasser bespritzen oder begießen — Die Tempel haben eine besondere Form, in Gestalt eines großen Sprachrohrs. Sie sind immer auf sehr hohen Terrassen aufgeführt, zu denen man auf Treppen hinansteigt. Der Tempel Schremadu hat eine Höhe von 330 Fuß. Jeder dieser Tempel, derer eine gewaltige Menge, zum Theile in sehr verfallenem Zustande, durch ganz Ava und Pegu gefunden wird, hat einen besondern Zierrath auf der Spitze, der dort Ti genannt wird, was etwa

ein

ein Sonnenschirm heißt, ob er gleich nicht die mindeste Aehnlichkeit darmit hat, da derselbe aus einem Oval, oder Flechtwerke von durchgebrochenem Eisen besteht, auf welchem wieder eine sehr hohe Spitze hervorragt, wovon sich aber ohne Abbildung keine deutliche Vorstellung machen läßt. Das Ti und die Spitze des Tempels sind gewöhnlich vergoldet; und überhaupt wird mit dem Vergolden der Tempel und königlichen Paläste eine gewaltige Verschwendung getrieben. Privatpersonen, ja, selbst königliche Prinzen, dürfen ihre Wohnungen, oder die Pfeiler, worauf die gebrochenen chinesischen Dächer derselben, oder ihre Staats- und Audienzzimmer ruhen, nicht vergolden lassen; und nur Wenige erhalten die Freyheit, sie zu lackiren oder zu bemalen. Die Zahl der Geistlichen oder Rhahaans ist sehr groß. Sie wohnen neben den Tempeln, oder in schattichten Haynen, beschäfftigen sich mit dem Unterrichte der Jugend, und werden dafür von dem Volke unterhalten, wenn ihre Gärten nicht hinlänglich Vegetabilien liefern. Fleischspeisen sind ihnen untersagt; die übrigen Einwohner enthalten sich derselben ebenfalls; doch dürfen sie Wildpret, Fische, Eydechsen rc. essen. Die Stadt Pegu liegt an einem kleinen Fluße, der nur durch den Kanguhn Verbindung mit dem Meere hat, zwischen dem Irawaddy und Silang.

Zu gleicher Zeit mit den Engländern kam aus China eine Gesandtschaft in Birma an, welche unter

ter Andern für den Kaiser ein Nashorn und einen Alligator (Krokodill) verlangte, welche er nie gesehen hatte. Der Alligator wurde bald gefangen; aber mit dem Nashorn hielt es schwerer.

Bei Prama, der ehemaligen Gränzstadt zwischem Pegu und Ava, kamen die Schiffe ebenfalls vorbey; die Festungswerke waren zwar zerstört, jedoch hatte der Ort mehr Einwohner, als Kanguhn. Die Häuser, hier und an andern Orten, bezeichnen durch die verschiedene Art der Dächer den Rang der Bewohner. Jemehr das Dach gebrochen ist, desto vornehmer ist der Bewohner. Auf gleiche Art unterscheiden sich die verschiedenen Einwohnerklassen durch ihre Beteldosen, Wasserflaschen, Pferdegeschirre, und Keiner darf bey schwerer Strafe die Auszeichnung der höhern Stände führen. Der Adel unterscheidet sich durch Reihen goldener Ketten, die ganz verschieden gearbeitet sind. Zwey Ketten trägt die unterste Klasse des Adels, und 12 die oberste; nur der König allein darf 24 Ketten tragen. Die Vornehmen kleiden sich in lange Gewänder von Atlaß oder Samt, welche bis auf die Knöchel reichen; auch die Männer zieren sich mit goldenen Ohrenringen von besonderer Gestalt. Die Geistlichen sind gelb gekleidet, und gehen mit bloßem Kopfe und barfuß einher. Die Weiber leben dort nicht so eingeschränkt, als gewöhnlich im Morgenlande, sie lassen sich unverschleyert auf öffentlichen Straßen sehen,

hen, und Mehrere, selbst von den Vornehmern, besuchten den Gesandten ohne Begleitung ihrer Männer; sie hatten aber mehrere weibliche Domestiken in ihrem Gefolge. Unterwegs stieß die Gesandtschaft auf Viele, von den Birmannen, in Sprache, Sitten und Lebensart verschiedene, zum Theile rohe Stämme, die besondere Landstriche bewohnen. —

Bey allen königlichen Handlungen muß das Wort Schok, oder Gold, hinzugefügt werden. Hat der König Etwas erfahren, so sagt man in Birma: Es ist zu den goldenen Ohren gekommen; und Einer von den Hofleuten äußerte einsmals zu Einem aus der Gesandtschaft: Das Rosenöl wäre ein angenehmer Geruch für die goldene Nase. Gold bezeichnet immer etwas Vortreffliches. Nur die Vornehmsten dürfen sich goldener Geschirre oder Putzwerke bedienen; goldene Münzen sind dort aber nicht bekannt. Birma erzeugt sehr viel Steinöl, das in großer Menge ausgeführt wird. — Paguhm, eine ehemals berühmte Hauptstadt von Birma, hat zwar Vieles von seinem alten Glanze verloren; doch waren die Kramläden mit mancherley lackirten Waaren angefüllt. In ihrer Nachbarschaft wächst auch der Theebaum, dessen Blätter sind aber viel schlechter als die chinesischen; sie werden daher eingesalzen, um Speisen darmit zu würzen. Die alte Stadt Ava ist noch mehr, als die vorige, verfallen, weil man viele Materialien nach Ummerpurk geschafft

hat,

hat, um diese itzige Hauptstadt von Birma zu erbauen. Diese zeigte sich auch bald den Blicken der Engländer; weil aber der König abwesend war, so wurden sie nicht eingelassen. Während dieser Zeit, und ehe die Zeichendeuter, nach der Rückkehre des Königs, den zur Audienz glücklichen Tag bestimmten, war Symes bemüht, allerley Nachrichten über Birma und dessen Bewohner einzuziehen.

Die Regierung des ganzen Landes ist in den Händen von 4 Staatsministern, die Wuhngies, d. i. Lastträger, heißen. Sie sind täglich in einem von allen Seiten offenen, auf vielen Säulenreihen ruhenden, Gebäude versammelt, die Landesgeschäffte zu besorgen. Dergleichen offene Hallen trifft man überall in Birma, und jeder Beamte hat eine solche vor oder neben seinem Hause, wo Streitigkeiten geschlichtet, die königlichen Verordnungen publizirt und alle Geschäffte öffentlich betrieben werden. Das Tätowiren, oder Entstellen des Körpers durch allerley Malereyen, ist auch bey den Birmannen gebräuchlich; aber vorzüglich bezeichnen sie ihre Schenkel mit allerley Figuren. Die Landesbevölkerung ist, bey den vielen unangebauten Gegenden und den großen Waldungen, worinn Elephanten und andere wilde Thiere hausen, wahrscheinlich zu hoch berechnet, wenn Symes, der nur den am besten angebauten Theil des Landes an beyden Ufern des Flußes übersah, für Birma und Pegu 14,400,000, und für Arrakan

3,000,000 Menschen annimmt. Der König erhält den Zehnten von allen Landeserzeugnissen, und eben so viel Zoll erlegen die eingeführten fremden Waaren. Bey entstehendem Kriege müssen 3 — 4 Häuser einen Mann stellen, und die Verwandten für die Vergehen, ja, selbst für die Feigheit des abgelieferten Rekruten haften. Man bedient sich in den Kriegen vorzüglich der Kriegsboote, die aus einem großen Stamme ausgehöhlet sind, und Kanonen führen. Jede Stadt in der Nachbarschaft des großen Flußes muß eine bestimmte Anzahl stellen.

Gold und Silber findt man, nebst andern Metallen, in Menge; und in den nördlichen Provinzen des Reichs strömt ein kleiner Fluß, der Goldsandfluß heißt. Von Edelsteinen werden Rubine, Amethyste, Saphiere u. a., aber keine Diamanten und Smaragde gebrochen. Man gräbt auch sehr durchsichtigen Bernstein. Mit der chinesischen Provinz Yunan wird bey Guptung ein ansehnlicher Handel getrieben, auf gleiche Art, wie mit Rußland und anderrn asiatischen Nationen bey Kiachta und Sining. China erhält von Birma sehr viel Baumwolle, Bernstein, Elfenbein, Edelsteine, Betelnüsse und indianische Vogelnester, und vertauscht dagegen rohe und verarbeitete Seide, Goldblätter, Konfekturen, Papier, und Metallwaaren. Die Birmannen haben, wie die Chinesen, keine Landesmünze, sondern man bestimmt den Preis aller Waaren nach Tackals

(Tical),

(Tical), Silberstücken, 10 Pfennige am Gewichte, 10 3/4 Gran haltend. Da aber das Silber von 5 — 30 Prozent Zusatz erhält, so ist der Werth eines Tackals sehr verschieden.

Was die Zeitrechnung der Birmannen, die uns bisher, wie das ganze Land, völlig unbekannt war, betrifft, so rechnen sie freylich nach Mondenjahren, und haben zum Theile die indische Zeiteintheilung angenommen; sie zählen aber die Monatstage nach dem zunehmenden und abnehmenden Monde.

Den 30sten August, nachdem die Gesandtschaft über 4 Monate, theils auf der Reise, theils in Erwartung der königlichen Befehle, zugebracht hatte, ward sie endlich zur Audienz gelassen, aber einem dabey befindlichen Arzte wollte man anfänglich diese Ehre nicht erlauben. Bey dergleichen Feyerlichkeiten bedienen sich die Birmannen der Elephanten, die sie aber, zwischen den Ohren sitzend, selbst regieren. Beym Absteigen knieen diese Thiere auch nicht, sondern man errichtet besondere Gerüste dazu. Der Audienzsaal war, wie die schon vorher angeführten Gerichts- oder Versammlungshallen, (Rhoom) ein offenes, auf Säulen ruhendes Gebäude, reich vergoldet und bemalt; der König zeigte sich aber nicht. Die Gesandten erhielten hierauf Audienz bey den Prinzen von Geblüt, wobey eben die Etiquette, wie bey der ersten, beobachtet ward, sie wurden auch durch Tanz und Musik belustigt, und mit Konfekt,

gesal-

gesalzenen Theeblättern und Betel bewirthet. Alle diese Erfrischungen wurden in silbernen, porzellanenen und gläsernen Schaalen aufgetragen. Glas hat in Birma einen großen Werth; und der König verlangte früher von den Gesandten, seine Unterthanen diese Manufaktur zu lehren, weil er voraussetzte, jeder Europäer verstünde die Handelsarticke zu verfertigen, die aus seinem Lande auswärts gehen.

Nach diesen feyerlichen Einführungen konnten sich die Gesandten überall in der Residenz umsehen. Sie besahen also unter Andern die königliche Bibliothek. Die Bücher waren nach dem Inhalte in lakirten und vergoldeten Kästen verwahrt und gut geordnet, auf dünne Blätter von Elfenbeine geschrieben, und derer Rände oder Schnitte sauber vergoldet.

Alles, was dem Könige oder seiner Familie angehört, wird in großen Ehren gehalten. Einige Ziegenböcke des Kronprinzen brachen einmal des Nachts in die Wohnung der Gesandten ein; die birmannische Wache wagte es aber nicht, sie zu verjagen, weil sie Prahs, oder vornehme Herren wären.

Nach langen Deliberationen, ob es nicht unter der Würde Seiner Birmannischen Majestät sey, sich persönlich mit dem Gesandten einer untergeordneten Macht einzulassen, dergleichen der Generalgouverneur von Bengalen war, erhielt Symes endlich auch beym Könige Audienz. So wie man indischen Fürsten bey

der Vorstellung eine ungleiche Zahl Goldmünzen überreicht, so erfordert das Herkommen in Birma, dem Könige einige rohe Reiskörner darzubringen; Fremde können ihm auch Etwas von den Produkten ihres Landes anbiethen. Der König war ganz in Gold gekleidet, oder vielmehr so damit beladen, daß er kaum gehen konnte, denn er trug wirklich 50 Pfund am Gewichte. Seine Krone glänzte von Edelsteinen, und seine Finger waren mit Ringen bedeckt, so, wie seine Schultern mit 2 ganz goldenen Flügeln geziert. Da die Birmannen immer auf ihren Fersen sitzen, so wird es für unehrerbiethig gehalten, dem Könige die Fußsohlen zu zeigen; welches den Gesandten, wegen seiner engen Kleidung, in keine geringe Verlegenheit setzte. Der König sprach kein Wort; indessen wurde seine Antwort auf das Schreiben des Generalgouverneurs, nebst den bewilligten Handelsfreyheiten, welche alle bisherige Plackereyen in Ranguhn aufhoben, durch einen Minister feyerlich übergeben, und der Gesandte mit Geschenken an Ringen, Edelsteinen, Silbergeschirre und anderen Pretiosen beynahe überhäuft.

In dem Schreiben des Königs an den Bengalischen Generalgouverneur wurden, außer dem langen pralerischen Titel, welcher alle Länder, Städte, Edelsteine und Metalle in dessen Besitzungen herzählte, alle Geschenke, die der König erhielt, und welche er und seine Prinzen dem Gesandten mitgaben, aufs genaueste spezifizirt, ja, von den Letzten

wurde

wurde sogar der Werth angegeben. In dem Titel nennt sich der König unter Anderm den Ausüber der zehn königlichen Pflichten. Diese sind: allgemeine Wohlthätigkeit, tägliches Gebeth, Barmherzigkeit, Genügsamkeit mit dem Zehnten, Gerechtigkeit, Bestrafung ohne Zorn, Menschenliebe, Gebrauch kluger Befehlshaber, Anhörung guter Rathschläge, und Vermeidung alles Stolzes. Auch verlangte der König von dem Generalgouverneur eine englische Karosse nach der Zeichnung, die dem Gesandten mitgegeben ward. Sie sollte ganz vergoldet, und oben mit dem Zeichen der königlichen Würde, einer hohen, durchbrochenen Spitze (Piasath) versehen seyn. Er erhielt sie auch hernach, und die königliche Spitze ragte 18 Fuß hervor. Er begehrte ferner alle Geräthschaften zu einer Münze.

Hierauf trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an. Da der Fluß weniger angeschwollen war, und man die Abreisenden mit Pferden versehen hatte, so bedienten sie sich derselben, die benachbarte Gegend zu untersuchen. Verfallene oder zerstörte Tempel erregten ihre Aufmerksamkeit am meisten; und sie erfuhren, daß itzt beynahe die Kunst verloren gegangen sey, Steingebäude aufzuführen, weil alle neuere bloß von Holz errichtet waren. Gegen Ende des Jahres kehrte Symes mit seinen Gefährten nach Kalkutta zurück.

# Der Abbee l' Epee. *)

Der berühmte Abbee l'Epee, der Erfinder und Errichter des Taubstummeninstituts in Paris, besaß 14,000 Livres Einkünfte. Zu seinem Unterhalte behielt er sich aber nur 2000 bevor, und verwandte 12,000 auf sein Institut. Im Jahre 1788, wo er schon in einem hohen Alter, und immer sehr kränklich war, versagte er sich einige Zeit, trotz der strengen Kälte, die Beheitzung. Seine Haushälterinn zwang ihn daher, an der Spitze von 40 Taubstummen, die ihn weinend durch Zeichen beschworen, sich für sie zu erhalten — seine gewöhnliche Ausgaben um 300 Livres zu überschreiten. Der ehrwürdige Greis konnte sich darüber gar nicht beruhigen, und wann er mit seinen Kindern — so nannte er diese Unglücklichen — spielte, so sagte er oft zu ihnen: Ich habe euch um 300 Livres unrecht gethan!

Im Jahre 1780 besuchte ihn der russische Gesandte, und both ihm im Namen der Kaiserinn ein beträchtliches Geschenk an. Mein Herr, versetzte l'Epee, ich nehme nie Geld. Sagen Sie Ihrer Majestät, daß, wenn meine Bemühung Ihre Achtung mir erworben habe, es Alles sey, was ich verlange, daß Sie mir einen Taubstummen schicke.

Iphige=

*) S. Sodens französischen Merkur v. J. 1801.

# Iphigenia Desille,

oder

# das Opfer schwesterlicher Liebe. *)

Einsam, beschränkt und in sich gekehrt, lebten von der Familie Desille in Bretagne nach ihres einzigen Bruders Heldentode, der sich bey Nancy, um Bürgerblut zu retten, männlich schön hingab, von Wenigen gekannt, noch seine zwey Schwestern, wovon Eine Mutter von vier Kindern, die Andere aber ehelos war. Zwar liebte diese einen Jüngling; allein, sie verhöhlte ihre Liebe, damit er nicht ihre Hand fordre. Wie kann ich, dachte sie sich, in den Stürmen der Zeit eine Verbindung schließen, die so leicht wieder getrennt werden könnte? Ruhig harrten sie Alle einer bessern Zukunft entgegen; allein, ein fürchterlicher Sturm zerstörte nur zu bald ihre Ruhe. Robespierre's Donner rollte über das zitternde Frankreich. Plötzlich erschien auch in Bretagne ein Befehl, daß dreyßig genannte Verdächtige nach Paris vor das Blutgericht gebracht werden sollten. Unter ihnen war auch die ehelose Iphigenia Desille. Bey dem Verhöre legte man ihr einen Brief, „Desille" unter-



*) S. Woltmanns Geschichte und Politik v. J. 1801. St. 1.

unterzeichnet, vor, welcher Bekanntschaft mit einem Feinde der Republik verrieth.

Ist die ferne Bekanntschaft Verrath? fragte sie. Nicht, was aus dem Briefe folge, sondern ob sie ihn anerkenne, wolle man wissen — war die Antwort. Wohl kenne ich den Brief, sprach sie entschlossen; doch ehe ihr mich verurtheilet, gebet mir einen Vertheidiger.

Der Rechtsgelehrte Chaveau war es, der sie den folgenden Tag im Kerker besuchte, und sich theilnehmend zu ihr setzte, um ihre Vertheidigungsgründe zu hören. Ich traue Ihnen zu, begann Iphigenia, daß Sie Alles zu meiner Rettung anwenden werden. Sie haben die Verhandlungen gelesen; was ahnen Sie? Es ist durchaus Nichts wider Sie, als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten, sagte er. „Aber der Brief enthält doch Nichts, als daß dessen Schreiberinn einen Verdächtigen kannte?"

Chaveau zuckte die Achseln und schwieg. „Ich verstehe Sie; und mein Entschluß ist gefaßt. Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft. Ich bin unschuldig. Es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den aus dem Briefe entstandenen Verdacht zu entfernen. Aber mit noch mehr Kraft werden Sie für mich sprechen, wenn ich Sie zuvor selbst überzeuge, daß nicht einmal Das, was man Schuld nennt, auf mir haftet. Doch schwören Sie mir,

daß

daß Sie von den Umständen, die ich Ihnen eröffnen will, keinen Gebrauch machen wollen." Ich begreife Sie zwar nicht; aber ich schwöre. „Wissen Sie also: nicht ich — meine Schwester schrieb den Brief. Wird das Todesurtheil über uns ausgesprochen, so will ich für sie sterben. Ich bin so glücklich, unverheyrathet zu seyn; aber vier unerzogene Kinder meiner Schwester fordern ihre Mutterpflege, und in unseren Tagen ist ihnen diese Pflege doppelt unentbehrlich. Ich sterbe für meine Schwester."

Chaveau stand, sie bewundernd, da. Er sah die seltene Entschlossenheit der Heldinn, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor dem Bluttribunale seinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unschuld erhöhte seine Beredsamkeit; aber Iphigenia ward doch verurtheilt. Sie starb mit der Entschlossenheit, womit sie sich geweiht hatte.

Chaveau hatte in seinem Eifer zu stark gesprochen; er ward selbst verdächtig; und nach wenigen Monaten mußte auch er die Blutbühne besteigen. Aber das ihm vertraute Geheimniß nahm er nicht mit ins Grab. Er entdeckte es noch vor seinem Hingange einem Freunde. „Bewahre es, sagte er zu ihm, bis bessere Zeiten Dir erlauben, dieß seltene Beyspiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu machen, und bey den wenigen Edeln das hohe Gefühl zu wecken, daß auch die neue Zeit ihre Arria's habe."

# Englische Prellereyen. *)

Ein bejahrter Ausländer, der sich ein kleines Vermögen erworben hatte, und nicht weit von Middleser Hospital zu London in großer Eingezogenheit lebte, wurde eines Morgens herausgerufen. Sie würden mir einen Gefallen thun, sagte ein Mann zu ihm, wenn Sie mir die Rechnung bezahlen wollten. Ich entsinne mich nicht, Ihnen Etwas schuldig zu seyn, antwortete der Ausländer. Der Mann nahm nun eine finstere Miene an, und versicherte mit einer Betheuerung, ihm sehr kostbare Meubeln auf seine Bestellung an einem bestimmten Tage in das Haus gebracht zu haben; und er wolle Zeugen stellen, die es beeidigen könnten. Der Ausländer hatte gut läugnen; der Bösewicht bestand auf seiner Schuldforderung, und gieng mit der Drohung fort, sich auf dem Wege Rechtens bezahlt zu machen. Wenige Stunden nachher erhielt der Ausländer eine Vorladung, sich im Gerichte zu stellen. Seine Freunde versicherten ihn, daß er in großer Gefahr sey, und sich daher bey einem Rechtsgelehrten berathen sollte. Der, dem er also die Sache erzählte, sah gleich ein, mit welchen Leuten es der Beklagte zu thun hätte, und fragte ihn, ob er seiner Seits durch Zeugen bewei=

*) S. Englische Miszellen, Band V. St. 3. v. J. 1801.

beweisen könnte, daß er die erwähnten Sachen nicht erhalten hätte, oder daß er an dem Tage, wo sie sollten abgegeben worden seyn, gar nicht in London gewesen wäre. Nein, antwortete der Ausländer, ich kann weder das Eine, noch das Andere beweisen. Nun, so müssen Sie die Rechnung bezahlen, sagte der Rechtsgelehrte, so sehr Ihnen auch Unrecht geschehen mag, weil Sie weiter Nichts als Ihre eigne Versicherung dagegen zu setzen haben, der Kläger aber Zeugen bringt. Indessen, fuhr er nach einer Pause fort, ob mir es gleich unmöglich ist, Ihnen aus der Sache zu helfen, so will ich Ihnen doch einen andern Rechtsgelehrten angeben, der sich mit solchen Sachen befaßt, aber unter der Bedingung, daß Sie nicht sagen, wer Sie zu ihm geschickt hat. — Der bezeichnete Advokat war Einer von Denen, die sich in London so häufig von Schikanen und Winkelzügen nähren. Er hatte auch kaum den Handel gehört, als er dazu lachte, und sagte: Lassen Sie mich nur machen; Sie bezahlen mir etliche Pfund für meine Mühewaltung, und ich helfe ihnen aus der Verlegenheit; doch müssen Sie mir versprechen, wenn wir vor den Richter kommen, kein Wort zu sagen, sondern mich meinen Weg gehen zu lassen. — Dieß wurde eingegangen, und die Parteyen erschienen im Gerichte. Der Kläger erzählte den Verlauf der Sache mit den wahrscheinlichsten Umständen, und hatte einen sehr wohl gekleideten Mann bey sich, welcher beeidigte, daß er bey Ablieferung der Waaren zuge-

gen gewesen sey. Es kam nun an die Gegenpartey. Wir können nicht läugnen, hub der rabulistische Rechtsfreund des Ausländers an, diese Waaren erhalten zu haben. Hier vergaß sich sein Klient, fuhr erstaunt auf, und wollte seinen Advokaten unterbrechen, aber dieser erinnerte ihn an die gemachte Bedingung. Wir haben allerdings die Sachen erhalten, fuhr er fort, aber mein Klient hat ein schwaches Gedächtniß: denn sonst würde er sich auch erinnert haben, daß er die Rechnung schon bezahlt hat, gleich als die Güter ins Haus gebracht wurden: hier ist die Quittung; Kläger muß seine eigne Handschrift darinn erkennen, und ich kann hier zwey Zeugen aufführen, die zugegen waren, als das Geld bezahlt, und diese Quittung hier geschrieben wurde. — Die ersten Schelme sahen sich also hier von noch größern überlistet, und der Kläger gestand mit vielen Entschuldigungen, daß er einen Irrthum begangen habe, mußte aber, wie billig, die Kosten tragen.

Graf

# Graf Rumford. *)

Sein Geburtsort ist das Städtchen Rumford in Nordamerika, wo seine Eltern zu dem glücklichen Mittelstande gehörten, welcher von Mangel und Ueberfluß gleichweit entfernt ist. Ob ihm gleich seine Geburtsstadt keine vorzügliche Lehrer geben konnte, so ersetzte er sie doch durch eignen Fleiß, und wußte bald so Viel, daß er in einem Alter, wo man gewöhnlich noch lernt, schon Andern Unterricht ertheilte. Er heirathete auch früh, und vortheilhaft. Da er den Soldatenstand liebte, so erhielt er den Rang eines Majors bey dem Militäre seiner Geburtsgegend. Bey dem Ausbruche des amerikanischen Krieges folgte Thompson, wie er damals hieß, der englischen Partey. Er wünschte, das Mutterland zu besuchen, wohin er mit den besten Empfehlungen versehen wurde.

Lord Sackville stand damals dem amerikanischen Departemente vor. Dieser gab Thompson einen ehrenvollen Posten in seinem Kollegium, und zog ihn häufig zur Tafel. Kurz vor dem Ende des Krieges wollte Ersterer noch für seinen Freund sorgen, und schickte ihn daher nach Neuyork, wo er ein Dragonerregiment errichtete, und den Rang eines Oberstlieute-

*) Aus dem public charakters of 1801 - 1802.

lieutenants erhielt. Von da schreibt sich die Pension her, die er noch itzt vom englischen Hofe genießt, und welche die Hälfte seines damaligen Traktements ist. Als er 1784 aus Amerika nach England zurückkehrte, schlug ihn der König zum Ritter, und er hieß nun Sir Benjamin Thompson.

Der Ruf seiner Geschicklichkeit begann sich von nun an zu verbreiten; und da er mit dem baierischen Gesandten in London genau bekannt wurde, so erhielt er von dem Kurfürsten von Baiern, Karl Theodor, eine Einladung nach München. Er bekam auch des Königs Erlaubniß, diese anzunehmen.

Ganz Deutschland weis, was München diesem großen Manne zu danken hat. Man darf ohne Scheu sagen, daß er dort Wunder bewirkte. Die Betteley war in Baiern zu einem Systeme gediehen, dessen Abscheulichkeit und Schädlichkeit kaum glaublich seyn würde, wenn nicht noch itzt Dublin und Venedig eben so traurige Beyspiele dieses fürchterlichen Uebels darstellten. Man kann nichts Interessanteres und Erfreulicheres lesen, als die Nachricht, welche Rumford davon in seinen kleinen Schriften selbst giebt, so, wie wenige Anstalten dem Reisenden mehr Vergnügen gewähren, als die, welche in und um München unter des Grafen unmittelbarer Aufsicht errichtet worden sind. Seine Sorge für die Nahrung der ärmern Klassen hat ihm den verdienten Namen eines Wohlthäters der Mensch-

heit

heit erworben. Wer weis, wie weit die Wuth des verhungerten Volkes in England während der letztern drey theuern und fürchterlichen Jahre gegangen wäre, wenn sich die Obrigkeiten nicht, nach Rumfords Rathe, unmittelbar mit der Befriedigung des ersten Bedürfnißes beschäfftiget hätten. In Edimburg hat man auch, nach seinen Vorschlägen, die Betteley abzuschaffen angefangen; und vielleicht folgt selbst London diesem Beyspiele.

Karl Theodor belohnte ihn für seine trefflichen Anstalten, wie man es erwarten konnte. Er hatte ihn schon vorher zum Generallieutenante gemacht, und erhob ihn in der Folge zum Grafen von Rumford, unter welchem Namen sein Ruf in alle Theile der gesitteten Welt gedrungen ist. — Unter die Wohlthaten, welche Baiern von seiner Gegenwart ärntete, war besonders die Einführung der Kartoffeln, die dem gemeinen Manne bis dahin äußerst zuwider waren.

Als er wieder nach England zurückkehrte, empfiengen ihn seine Freunde mit offenen Armen; und die Gelehrten wußten, daß sie von ihm interessante Aufklärungen zu erwarten hätten. Sein Ruf war ihm vorausgegangen; und er blieb auch nicht unthätig. Er hatte sich schon lange mit Ersparung der Brennmaterialien, mit dem zweckmäßigeren Baue der Kamine, und mit den Mitteln, die Menge der aus denselben reflektirten Hitze zu vermehren, beschäff-

tiget; in Bayern waren seine Versuche geglückt; sie glückten auch in London, und in kurzer Zeit waren seine Verbesserungen und Vorschläge, die er dem Publikum in seinen nach und nach erschienenen Versuchen auf das faßlichste vortrug, in allen drey brittischen Reichen eingeführt.

Seine wissenschäftliche Aufsätze in den philosophischen Transaktionen sind rühmlich bekannt. Er hat sowohl der königlichen großbrittanischen Sozietät, deren Präsident er ist, als der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia ansehnliche Summen überreicht, die zu Preisaufgaben verwendet werden sollen.

Ueber die königliche Institution in London, deren Stiftung er veranlaßte, sind die Meynungen ziemlich getheilt. Seine Feinde — es war nicht zu erwarten, daß ein so verdienter Mann dem Neide entgehen würde — sprechen geringschätzig davon; diejenigen hingegen, welche ihm wohlwollen, halten den Plan der Institution für vortrefflich, und er wird Allen, die von Vorurtheilen frey sind, in diesem Lichte erscheinen. Es ist bekannt, daß die Harmonie, welche zwischen dem Grafen und dem Dr. Garnett, der Professor an dieser Anstalt war, bisher herrschte, unterbrochen worden ist. Man weis auch, daß der Graf von Rumford eine Einladung, nach München zurückzukehren, angenommen hat.

Beyde

Beyde Umstände sind sehr ungünstig für das Emporkommen dieser Stiftung; aber das Verdienst des Grafen um dieselbe bleibt das nämliche.

Der weise, menschenfreundliche und geliebte Fürst, welcher itzt Pfalzbaiern regiert, wird gewiß nicht bereuen, einen Mann zurückberufen zu haben, der, wie der unvergeßliche Howard, sein Vergnügen darinn sucht und findet, das Loos der verachteten und vergessenen Menschenklasse erträglicher zu machen, und das menschliche Elend da, wo es am tiefsten eingewurzelt ist, auszurotten.

Rumford hat einen schwächlichen Körper, und nur die äußerste Mäßigkeit erhält ihn gesund. Wein und alle hitzige Getränke sind, wie das Fleisch, von seiner Tafel verbannt: er genießt bloß die allerleichteste Nahrung. Er ist ein hagerer, langer Mann. Ueber seine regelmäßige Gesichtszüge ist immer ein gutmüthiges Lächeln verbreitet, und sein ganzer Anstand ist einnehmend. Er redet mehrere Sprachen fertig; die deutsche, welche er vorzüglich liebt, ist ihm aber so geläufig im Schreiben und Sprechen, daß man ihm den Ausländer kaum anmerken kann. Wenn er kleine Schwachheiten hat, so kommen sie gegen seine mannigfaltige Tugenden und Vorzüge in keine Betrachtung. Schon sein Zeitalter läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; aber die Nachwelt wird ihn als Einen der edelsten Menschen verehren.

Er hat eine einzige Tochter, welche sehr geschätzt wird.

---

## Der
# sonderbare Zweykampf. *)

In den finstern Zeiten des Aberglaubens waren die so genannten Gottesgerichte oder Gottesurtheile eines der gewöhnlichsten Mittel, die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu entdecken. Sie bestanden darinn, daß der Angeklagte entweder mit dem Kläger auf Leben und Tod fechten, oder ein glüendes Eisen in die Hand nehmen mußte, und s. w. Wurde er von dem Kläger überwältiget, die Hand von dem glüenden Eisen gebrannt, u. s. f., so sah man das als den sichersten Beweis seiner Schuld, seiner Strafbarkeit an. Wieviel entsetzliches Unheil dadurch angerichtet worden seyn mag, davon dient unter andern folgende Geschichte zum Beweise.

In der Gegend von Mainz wurde ein Ritter ermordet, und am Fuße eines Baumes verscharrt. Sein großer, treuer Hund blieb auf der Grube mehrere Tage sitzen, und verließ sie endlich nur, um seinen Hunger zu stillen.

Er

*) S. Vergnüg. u. Unterricht. Eine Monatsschrift, herausgegeben von C. Langbein. Bdch. I. St. 1. 1798. S. 108.

Er kam nach Mainz, und fand in des Ritters Hause einen vertrauten Freund desselben, der gekommen war, sich seinetwegen zu erkundigen.

Der Hund faßte ihn nun am Rocke, zog ihn zur Thüre, und gab mehrere Zeichen, daß man ihm folgen möchte.

Man folgte ihm. Er führte den Freund zu dem Baume, wo man den Ritter eingescharrt hatte, fieng an, den Boden aufzuwühlen, und man fand endlich, da man nachgrub, den Leichnam des Ermordeten.

Einige Tage hierauf gieng der Hund mit dem Freunde des ermordeten Ritters auf der Gasse, und fiel plötzlich so wüthend einen Mann an, der ihnen begegnete, daß man Mühe hatte, ihn davon loszumachen.

So oft nun der Hund dem Nämlichen begegnete, so oft wiederholte er seinen Anfall. „Der Mörder!" raunte man sich in die Ohren, lobte die Treue des Hundes, und dankte Gott, daß er die verborgene Mordthat durch ein unvernünftiges Thier entdeckt habe.

Der Erzbischof erfuhr die Begebenheit, und ließ den Hund und den durch ihn angeklagten Mörder in seinen Palast kommen. Ein gleicher Erfolg. Der Hund wüthete und fuhr ihm nach der Kehle. Der Bischof befahl nun das Gottesgericht — den Kampf zwischen dem Hunde und dem Angeklagten!

Der Tag wurde angesetzt. Der vermeyntliche Mörder erschien mit einem Prügel, und der Hund mit einem Rachen voll scharfer Zähne. Der Kampf begann. Derr Hund ermüdete seinen Gegner, und riß ihn endlich vollends nieder. Nun schrie das Volk: „Wunder! Gott hat gegen den Mörder sichtlich gezeugt!“

Trotz seiner Versicherungen von Unschuld, wurde nun der Unglückliche hingerichtet, und der Hund im Triumphe zu seinem neuen Herrn gebracht.

Nach einigen Jahren entdeckte sich der wahre Mörder auf dem Sterbebette, und die von der Gerechtigkeit begangene Ungerechtigkeit wurde dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß man dem unschuldig Hingerichteten ein schönes Grabmaal setzen ließ.

* * *

Dieser fürchterliche Aberglaube ist zwar nun seit Jahrhunderten von der Erde verbannt; allein, Ueberbleibsel davon sind doch noch hier und da anzutreffen. Wie oft hört man nicht über einen Gebrechlichen das eben so harte Urtheil sprechen: Den hat Gott gezeichnet! Wie oft macht man nicht dem Unglücklichen ein Verbrechen aus seinem Unglücke! Möchten doch auch diese Ueberreste bald verschwinden, die, wenn sie auch nicht morden, doch noch manches menschliche Auge zu den bittersten Thränen zwingen!

Die

# Die Kap-Kolonie.*)

Die Hauptstadt dieser Kolonie, die Kapstadt, hat gegenwärtig ungefähr 1100 regelmäßig gebaute und reinlich gehaltene Häuser. In der Mitte der Straßen laufen Kanäle hindurch, die mit Mauern eingefaßt und an beyden Seiten mit Eichen bepflanzt sind. Die Zahl der Einwohner rechnet man auf 6000 Weiße, mit Einschluß der Soldaten, und auf 12,000 Sklaven. Auffallend ist hier der Mangel an Brennmaterialien; jede Art der Feuerung ist so theuer, daß die meisten Einwohner einen Sklaven zum Einsammeln derselben halten. Dieser geht des Morgens aus, ersteigt die höchsten Berge der Kolonie, wo Wägen nicht hinkommen können, und kehrt erst des Abends mit zwey kleinen Reiserbündeln, dem Ertrage von 6 — 8 mühesamen Stunden, wieder zurück. Etliche Familien halten zwey, wohl auch drey Negersklaven, derer ausschließendes Geschäfft ist, auf den Bergen Gestripp und Reiser zum Brennen zusammenzusuchen. In einer mittelmäßigen Haus-



*) John Barrow's Beschreibung seiner Reise in das Innere des südlichen Afrika's, u. Verk. v. J. 1801.

haltung kostet die Feuerung in der Küche jährlich 40 — 50 Pfund Sterlinge (440 — 550 Gulden.)

Viele europäische und andere Früchte gedeihen hier sehr gut. Man hat das ganze Jahr hindurch wenigstens zehn Obstarten, frisch und getrocknet. Zwey Arten Orangen, Feigen und Weintrauben sind vortrefflich. Erdbeere hat man hier in allen Monaten des Jahres. Mandeln, Wallnüße, Kastanien und Maulbeere sind eben so gut, als häufig. Die Vorzüglichkeit des Konstanziaweins ist bekannt.

Seitdem die Engländer das Kap eingenommen haben, sind nur wenige Negersklaven eingeführt worden, und überhaupt könnte man hier die Sklaverey sehr gut entbehren. — Die Sklaven stehen indessen in einem enormen Preise. In der Kapstadt bezahlt man gewöhnlich 100 — 400 Pfund Sterlinge (1,100 — 4,400 Gulden) für einen Sklaven, ob man schon drey gleich häufig 20 — 30 in einem Hause findet. Einige von ihnen treiben Handwerke, und werden tage= wochen= oder monatsweise vermiethet. Die thätigsten und gelernigsten, aber auch die gefährlichsten, sind die Malaien: treu, ehrlich und fleißig sind sie; doch so empfindlich und eigensinnig, daß der geringste Anlaß zum Mismuthe sie halb von Sinnen bringt, wo es dann unsicher wäre, ihnen in den Weg zu kommen. Folgendes Ereigniß giebt ein Beyspiel ihrer Rachsucht. Da ein Malaiischer Sklave in der Meynung stand, daß

er seinem Herrn nicht nur lange genug, sondern auch sehr treu gedient, und ihm auch mehrere Summen Geldes bezahlt habe, so hielt er sich für berechtigt, um seine Freylassung anzuhalten. Sie wurde ihm abgeschlagen; und Tages darauf ermordete er seinen Mitsklaven. Man brachte den Mörder vor Gericht, wo er eingestand, daß der Ermordete zwar sein Freund gewesen sey; er aber geglaubt habe, die beste Art, sich an seinem Herrn zu rächen, wäre, nicht, ihm selbst das Leben zu nehmen, sondern ihn vielmehr durch den Verlurst des jüngern Sklaven um tausend Reichsthaler zu bringen, und dann noch ein anderes Tausend ihm durch seinen eigenen (des Mörders) Tod zu entreissen: dieses, wähnte er, würde seine gewinnsüchtige Seele sein ganzes Leben hindurch genug peinigen.

Unter den höhern Ständen hat jedes Kind seinen Sklaven, der ganz von dessen Launen abhängig ist, und es von einem Orte zu dem andern schleppen muß. Selbst die gemeinsten Leute wollen ihre Kinder nicht Dienstbothen werden, oder Handwerke lernen lassen: ihr einziges Ziel ist, ihre Söhne für die Schreibstube tüchtig zu machen. Die holländische Kompanie hielt sich eine Menge Diener, welche schlecht bezahlt waren, und sich daher durch einen kleinen Handel, den sie durch ihre Sklaven führten, schadlos zu halten suchten. Jeder strebte nach dem Namen eines Koopmann, sogar das Militär nicht ausgenommen.

Wenn die Handlungsgeschäffte vorüber sind, denkt der holländische Kapbewohner nur bloß mehr an die Vergnügungen seiner Sinnlichkeit. Wenige füllen einige Stunden mit Lesen aus, und schöne Künste werden unter ihnen gar nicht getrieben. Es giebt keine öffentliche Vergnügungen und wenig gesellschaftlichen Verkehr, außer, unter Familien, welche sich gelegentlich Spielpartien und Bälle geben. Geldgeschäffte und Waaren sind die einzigen Gegenstände des Gesprächs. Indessen ist Keiner reich, obgleich Viele wohlhabend sind. Außer einigen Abgaben zum Straßenbau und zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, bezahlen die Einwohner der Regierung Nichts. Wer einmal eine Equipage angeschafft hat, dem kostet sie Wenig zu unterhalten.

Das Frauenzimmer auf dem Kap ist schön, lebhaft und gutmüthig; der Unterschied der Söhne und Töchter Einer Familie, in Absicht auf Sitten und Gebräuche, aber unbeschreiblich groß. Die Jünglinge sind unförmlich gebaut, ihre Haltung ist ungeschickt, und es fehlt ihnen an Neigung zur Gesellschaft, indessen die Mädchen von niedlicher Gestalt unter der Mittelgröße, von leichten, ungezwungenen Sitten, geschmackvoll angezogen, und gesellschaftlich sind. Letztere werden nicht sehr eingeschränkt, und misbrauchen ihre Freyheit doch niemals. Sie sind häufig musikalisch, sprechen französisch und englisch, und sind in Frauenzimmerarbeiten erfahren, wie

dann die Meisten ihren Putz selbst machen. Den Knaben hat die Natur weder Lebhaftigkeit, noch Talente versagt; aber weil es ihnen an Erziehung fehlt, so betreten sie bald die allgemeine Bahn des vielen Essens, Trinkens und Schlafens. Nur wenige Holländer gesellen sich zu den Engländern, ausgenommen Die, welche in öffentlichen Aemtern stehen.

Man reiset vom Kap landeinwärts in bedeckten bequemen Wägen, die von Ochsen gezogen werden. Die Länge der Tagereisen hängt gänzlich von örtlichen Umständen ab; sie machen nach Befinden fünf bis fünfzehn Stunden. Man pflegt auch die Nacht zu Hilfe zu nehmen, damit die Rinder des Tages weiden, oder vielmehr von den Gestrippen und Gesträuchen einige Blätter abnagen können. Auf vielen Landstrecken findet man, besonders nach langer Dürre, keinen Grashalm. Die bittere, sauere und salzige Kräuter, welche auf den afrikanischen Steppen wachsen, sind oft wochenlang ihr einziges Futter.

Der holländische Bauer auf dem Kap führt ein ziemlich armseliges Leben. Sein Viehstand ist ansehnlich, aber er gewinnt sehr wenig Milch und Butter. Nirgends können Himmel und Boden dem Weinbaue günstiger seyn, als hier; aber er trinkt keinen Wein. Auf seinen Tisch kommen nur wenige Küchengewächse und Wurzeln; aber er beladet ihn täglich dreymal mit Trachten von Hammelfleisch, das

in dem Fette des Schöpfenschwanzes schwimmt. Sein Haus ist oben entweder offen, oder bloß mit groben Bohlen und Rasen belegt, worinn Skorpione und Spinnen eine Herberge finden; die Flur von Erde ist mit Schmutz und Staube bedeckt, worinn sich Insektenschaaren, besonders lästige Ameisen, aufhalten. Seine Stuben sind ganz vom Hausrathe entblößt. Eine große Kiste, die alle seine Mobilien enthält, und zwey kleinere, die auf seinen Wagen passen, sind die auffallendsten Stücke. Die Sitze seiner Stühle bestehen aus Riemen von Ochsenhäuten. In den Fenstern ist kein Glas, oder wenn je ein Stückchen davon übrig geblieben ist, so ist es so verklebt und beschmutzt, daß es beynahe das Tageslicht abhält. Dennoch hat auch der Bauer seine Genuße: er ist Eigenthümer eines Gutes von mehreren Meilen im Umfange, und Gebiether von etlichen Sklaven, oder Hottentotten. Seine Tobackspfeife geht fast nie aus, und er nimmt sie bloß aus dem Munde, um seinen Sopie und Schnaps zu verschlingen, zu essen, und nach Tische zu schlafen. Unwillig zur Arbeit und des Denkens unfähig, aller Sorgen befreyt, und jeder Art der Sinnlichkeit bis zum Uebermaß ergeben, wird der afrikanische Holländer außerordentlich dick und beleibt, und muß ein Raub der ersten entzündlichen Krankheit werden, die ihn befällt.

Die

Die Bäuerinnen leben in der allerschlaffesten Unthätigkeit. Die Hausfrau sitzt auf ihrem Stuhle fest, wie ein Stück Hausrath, und auf einem kleinen Tische vor ihr dampft unabläßig die Kaffeekanne. Eine solche Bäuerinn, welche in den afrikanischen Wildnißen geboren, und unter Sklaven und Hottentotten aufgewachsen ist, ahnet kaum, worinn weibliche Sittsamkeit bestehe. Sie nimmt keinen Anstand, ihre Schenkel und Füße von einer Sklavinn in Gegenwart eines Fremden mit warmem Wasser waschen zu lassen, welches jeden Abend geschieht. Die Wanne mit dem gebrauchten Wasser geht dann bey den andern Mitgliedern der Familie nach dem Alter herum, und dient zu demselben Gebrauche. Die Meisten gehen völlig barfuß, selbst wenn der Thermometer auf dem Gefrierpunkte steht; doch setzen sie die Füße gewöhnlich auf kleine Oefen oder Kohlenbehälter. Sie hören, oder unterhalten sich von Nichts, als daß Dieser oder Jener in die Stadt, oder in die Kirche gehe; daß Einer heyrathe; daß die Boisjesmanns (Buschmänner) Jemanden Vieh gestohlen haben, oder daß die Getreidefluren ein Raub der Heuschrecken geworden sind. Die junge Welt versammelt sich nicht zu bestimmten Zeiten, wie mehrentheils bey uns auf dem Lande, um sich gemeinschäftlich zu ergötzen. Es giebt keine Jahrmärkte, keine Tänze, keine Musik, keine Spiele. Vielleicht hat man sich aus diesem kalten, phlegmatischen Temperamente, und aus dem Müßiggange die große

Fruchtbarkeit der Bauerschaft am Kap zu erklären. Sechs oder sieben Kinder in einer Familie heißt man wenig; zwölf bis zwanzig sind nichts Ungewöhnliches; und da sie meistens sehr jung heyrathen, so vermehrt sich die Bevölkerung der Kolonie ungemein schnell.

So roh und ungebildet aber diese Leute sind, so üben sie doch eine außerordentliche Gastfreundschaft gegen Fremde aus. Holländer, Ausländer, Verwandte, Freunde werden ohne Unterschied alles Vorraths theilhaftig, der im Hause ist. Ein holländischer Kapbauer reiset niemals an einem Hause vorüber, ohne einzusprechen, es sey dann die Wohnung seines Nachbars, mit welchem er meistens uneins ist. Sich nach dem Wohlbefinden der Familie im Vorbeygehen zu erkundigen, würde nicht hinreichen; selbst wenn sich zwey Bauern, mitten auf der Landstraße fahrend, begegnen, so steigen sie ab, und schütteln sich die Hände, sie mögen sich kennen, oder nicht. Wenn ein Reisender an eine Wohnung kömmt, so steigt er vom Pferde, geht ins Haus, schüttelt die Mannspersonen bey der Hand, küßt die Frauen, und setzt sich ohne alle weitere Umstände. Ist schon angerichtet, so gesellt er sich zur Familie, und wartet nicht erst, bis man ihn nöthigt. Das Letztere geschieht niemals. Die erste Frage an den Fremden ist dann gewöhnlich: Was soll ich euch vorsetzen? Ist ein Bette im Hause, so giebt man es ihm; fehlt

es aber daran, welches häufig der Fall ist, so muß er sich unter den übrigen Hausgenossen mit einer Bank oder einem Haufen Schaffelle behelfen. Frühe giebt man ihm nach einem nicht wohlschmeckenden Frühstücke einen Sopie oder Schnaps; er läßt seinen Sklaven oder Hottentotten die Pferde satteln, schüttelt die Mannspersonen bey der Hand, küßt die Frauen, und wünscht ihnen, wohl zu leben, so wie sie ihm eine glückliche Reise wünschen. Auf diese Weise könnte ein Reisender die ganze Kolonie durchziehen.

Die Bosjesmanns oder Buschmänner, derer schon erwähnt wurde, sind ein wilder Hottentottenstamm, welcher diesen Namen führt, weil er sich in den Büschen verbirgt, und die Reisenden wider Vermuthen mit giftigen Pfeilen schießt, um ihnen ihr Vieh zu rauben. Deßwegen reisen die Bauern meistens schaarenweise durch die Wüste und rüsten sich sorgfältig. Die armen Bosjesmanns werden aus Mangel zu diesem Raube genöthiget, denn sie haben keine andere Wohnung, als die Berghöhlen; allein, sie büßen gemeiniglich mit ihrem Leben für diese Kühnheit, indessen die Kolonisten nur selten durch sie umkommen. Dessen ungeachtet, schaudert man bey dem Worte Bosjesmann, und die Kapbauern glauben, sie können sich keiner verdienstlicheren Handlung rühmen, als wenn sie Einen von diesen Hottentotten umgebracht haben. Diese Menschen leben in ei-

nem

nem höchst erbärmlichen Zustande. Mehrere Monate lang, wenn die Kälte sie hindert, die holländischen Bauern zu berauben, stehen sie unsäglich Viel von Hunger und Frost aus. Sie sehen oft ihre Weiber und Kinder vor Hunger umkommen, ohne ihnen Linderung verschaffen zu können. Selbst die gute Jahreszeit erleichtert ihr Elend nicht sehr. Sie glauben, von allen Menschen gehaßt zu werden, und wissen, daß alle umwohnende Nationen auf ihren Untergang sinnen. Sobald kein Lüftchen im Laube raschelt, oder ein Vogel zirpt, fürchten sie Gefahr. Wie wilde Thiere gejagt, und von den holländischen Bauern übel behandelt, wenn sie sich zu ihnen in Dienste begeben, glauben sie sich zur Verzweiflung getrieben, und dürsten nach Rache gegen die Holländer.

In den gebirgigen Bezirken trifft man große Schwärme von Heuschrecken an. Sie bedecken oft meilenlange Strecken, und zwar so, daß die Oberfläche dem Auge in einiger Entfernung versengt und mit brauner Asche bedeckt zu seyn scheint. Man sieht dann weder ein Gestripp, noch einen Grashalm; die Reisewägen fahren mitten hindurch, und diese Insekten fliegen vor ihnen in einer Wolke auf, welche die Luft auf beyden Seiten verdüstert. Darunter sind aber bloß solche begriffen, die sich unmittelbar vor den Füßen der Pferde und Leute befinden; einen ganzen Schwarm vermag Nichts zu vertrei-

ben,

den, es sey dann, ein Signal zum Aufbruche werde von ihrem Heerführer gegeben, dergleichen sich allzeit Einer bey jeder Schaar befindet.

An einem Orte, der Bavians Kloof heißt, ist eine Herrenhuter Brüdergemeinde. Seitdem die Kolonie England gehört, haben sie sich so vermehret, daß sie mehrere Geistliche aus Europa verschreiben mußten. Einige von ihren Lehrern kamen ausdrücklich dahin, um die Hottentotten zum Christenthume zu bekehren, worinn sie sehr glücklich gewesen sind. Vor Kurzem bestand die Gemeinde aus 600 Hottentotten, die sich aber noch täglich vermehren. Fleiß, Reinlichkeit, Häuslichkeit und Ordnung herrschen bey ihnen überall. Ihre Kornmühle ist die vorzüglichste in der Kolonie, und ihr Garten aufs Beste bestellt. Von ihren Lehrern ist Einer ein Schmied, der Andere ein Schuhmacher, der Dritte ein Schneider ꝛc. Der Gottesdienst ist sehr anziehend.

An die Ländereyen der Kapkolonie gränzen die Kaffern, ein gutes, friedliches Volk. Sie führen ein Hirtenleben, treiben keinen Fischfang, und sind mit der Seefahrt völlig unbekannt. Von den Tambukinen, einem andern Volke, handeln sie Mädchen für Kafferische Rinder ein. Vielweiberey ist erlaubt; man hält die Mädchen für das Eigenthum der Eltern, und verkauft sie durchgängig. Für eine Frau wird gewöhnlich ein Ochs, bisweilen werden auch zwey Kühe bezahlt. Findet sich Jemand, der die Tochter

nehmen will, so bezeigt sie selten Abneigung. Sie hält sich für eine Waare für jeden Mann, und ist weder befremdet, noch traurig, daß man sie verkaufen will. An eine Bewerbung um die Gunst der Braut denkt Niemand. Ihre Knaben beschneiden sie im achten oder neunten Jahre. Bloß angesehene Männer und Kinder werden beerdiget; alle andere Todte setzt man aus, um sie von den Wölfen verzehren zu lassen. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst hält daher der Kaffer das Leben eines Wolfes für heilig, wenigstens sucht er nie einen umzubringen; daher auch das ganze Land voll Wölfe ist.

---

# Latour = d'Auvergne, erster Grenadier der fränkischen Republik. *)

Latour = d'Auvergne, geboren zu Pontivy, in der ehemaligen Provinz Bretagne, weihte sich, von seinen ersten Jahren an, dem Kriegsstande. Frühzeitig verband er mit seiner Neigung zu den Waffen den Geschmack an Wissenschaften; auch nimmt sein Name im Gelehrten=Lexikon von Frankreich eine nicht unbedeutende Stelle ein: **) und hätte das Nationalinstitut ihn unter seine Mitglieder berufen, so würde er da eben so an seinem Platze gewesen seyn, wie er es an der Spitze der fränkischen Grenadiere war.

Er war ungefähr 50 Jahre alt: darunter war er 45 Jahre bey den Armeen angestellt, und 33 Jahre in wirklichen Diensten. Nach so langen Arbeiten setzte man ihn auf den Ruhegehalt, der, für den Grad eines Kapitäns, 800 Livres betrug; doch hatte ihm die Regierung den mit der wirklichen Dienstleistung verbundenen Gehalt ertheilt, und ihm dabey freygestellt, solchen zu verzehren, wo er wolle. Und

wo

*) S. Posselt's europäische Annalen v. J. 1801.

**) Als Verfasser des Werks: Les Origines gauloises.

wo empfieng Latour-d'Auvergne diesen Gehalt? Bey der Armee, auf den Vorposten, wo er, ungeachtet seines Alters und seiner Ansprüche auf Ruhe, sein Vergnügen darinn fand, ihn durch neue Dienste zu verdienen. Dieser Gehalt reichte nicht bloß für seinen Unterhalt; sondern auch noch, um sich der Wonne des Wohlthuns zu überlassen, zu. Wenige Menschen trieben die Frugalität bis auf diesen Grad. Er nährte sich von Nichts als Milchspeisen; sein größter Staat war die Nationaluniform, und allein, ohne Bedienten, wohnte er zu Passy seit einigen Jahren in einem ganz kleinen Zimmerchen, dessen ganze Verzierung seine Bücher und seine Waffen waren.

Sogleich in den ersten Augenblicken der Revolution zeigte er den entschiedensten Patriotismus. Er machte den ganzen Freyheitskrieg mit.

Bey der Westpyrenäenarmee kommandirte er alle Grenadierkompagnien, welche den Vortrab bildeten, und diese schreckliche Kolonne, gewöhnlich die höllische genannt, hatte fast immer schon den Sieg erfochten, wenn das Armeekorps auf dem Schlachtfelde erst ankam.

Beständig im Feldlager, lebte dieser ausgezeichnete Offizier mitten unter den Grenadieren, die er seine Kinder nannte, und die ihn ihren Vater hießen. Die Stunden seiner Muße waren den Studien geweiht; in seiner Barake, auf den Vorposten

fand

fand man neben seinem Säbel immer auch einige Bücher.

Wohl zwanzigmal waren sein Hut und sein Mantel, den er im Gefechte um seinen linken Arm gewunden trug, von Kugeln durchlöchert worden, und nie hatte er eine Wunde erhalten. „Unser Kapitän, sagten die Grenadiere, kann die Kugeln bannen.“ Eine Menge von Zügen der glänzendsten Bravouren zeichneten ihn bey dieser Armee aus.

Er wurde zu allen Kriegsräthen berufen. In den Pyrenäen versah er stets den Dienst eines Generals, ohne daß er es werden wollte. Seine Bescheidenheit war seinen Talenten und seinem Muthe gleich.

Nach dem Frieden mit Spanien schiffte er sich nach Bretagne ein; aber das Schiff ward auf der Fahrt von den Engländern weggenommen. Einst wollte man die französischen Kriegsgefangenen zwingen, die Nationalkokarde abzulegen; er befand sich unter ihnen, und forderte sie auf, es durchaus nicht zu thun. Er allein widersetzte sich den Agenten der englischen Regierung, die ihn mit Gewalt dazu zwingen wollten; er blieb Sieger, und behielt seine Kokarde. Bald nachher ward er ausgewechselt, und kam wieder in sein Vaterland zurück, dem er, selbst in seiner Gefangenschaft, Ehre gemacht hatte.

Müde von so vielen Arbeiten, lebte er zu Paris in stiller Ruhe. Hier vernahm er, daß sein

alter Freund, der berühmte Lebrigant, ein 80jähriger Greis, durch die Requisition seinen einzigen Sohn, dessen Beystand und Talente ihm die größte Unterstützung gewährten, verloren habe. Er stellte sich dem Direktorium dar, erhielt die Erlaubniß, an die Stelle des jungen Kriegers zu treten, begab sich als bloßer Freywilliger zur Rheinarmee, und schickte den Jüngling wieder seinem Vater zurück.

Mit grauen Haaren, aber noch feurig, wie in seiner ersten Jugend, begab er sich im Jahre 1799 zur helvetischen Armee, wo er den Feldzug unter Massena mitmachte.

Kurz vor dem Anfange des Feldzuges 1800 ernannte ihn Bonaparte, auf Antrag des Kriegsministers Karnot, zum ersten Grenadier der fränkischen Republik. Latour-d'Auvergne wollte sich nicht mit dem Ehrensäbel schmücken, ehe er ihn gegen die Feinde seines Vaterlandes versucht hätte. Er trat in die 46ste Halbbrigade bey der Rheinarmee ein, wo er den 27sten Junius in dem Treffen bey Neuburg, auf der Anhöhe hinter Oberhausen, in den ersten Reihen fechtend, von einem Uhlanen durch einen Lanzenstich ins Herz getödtet ward. Er wurde, mit Eichen- und Lorberblättern umgeben, auf dem Schlachtfelde beerdigt; ein Grenadier kehrte seinen Leichnam um. „So muß er liegen," sagte er, „immer Fronte machend gegen den Feind."

Auf dem Platze, wo er fiel, ward ein großer steinerner Sarkophag errichtet, auf dessen rechter Seite die Worte eingehauen sind: **A la mémoire de Latour - d'Auvergne, premier Grénadier de France, tué le 8. Messidor an VIII. de l'éte republicaine (27. Juin. 1800.)** Auf der Rückseite liest man eine ähnliche Inschrift zu Ehren des Brigadechefs Forty, der an seiner Seite getödtet ward.

---

## Die
# Insel Sankt Helena. *)

Zwischen Afrika und Amerika, mitten im Ozean, wenigstens 600 Seemeilen entfernt von irgend einer Küste, liegt dieses Land, ein in der Höhlung eines Felsens gebildeter Garten von 6 Meilen im Umfange, ein wahres irdisches Paradies. Die Zeit hat auf diesem Felsen eine Lage sehr fruchtbarer vegetabilischen Erde von anderthalb Fuß gesammelt; da wachsen nun Orangen- Feigen- und Granatbäume mitten in Weizenfeldern neben dem Kaffeebaume, zwischen den Gemüsen und Früchten, die in Amerika, und dem größten Theile derjenigen, die im nördlichen Europa zu finden sind. Neben einem mit Blüthen prangenden Baume findet man einen, schon grüne Früchte tragenden eben dieser Art, während ein anderer die labende Frucht, reif zum Pflücken, darbiethet; und mitten unter diesen erheben sich Berge, bedeckt und gekrönt mit ewig grünen Bäumen, die man im Meere in einer Entfernung von fünf und zwanzig Seemeilen schon gewahr wird. In der Ferne stellt Einem die Einbildungkraft das Bild der Insel der Kalypso dar; und ist man angekommen, so

*) S. Minerva. Jan. 1802.

so glaubt man in dem Aufenthalte der Glückseligkeit zu seyn. Die Luft ist rein, der Himmel klar, und Alles ringsumher das Bild der Heiterkeit. Die Gesundheit glänzt auf den Gesichtern der Einwohner, sie mögen Eingeborne des Landes seyn, oder sogar einen erschöpften Körper, als eine Folge ihres langen Aufenthaltes in Ostindien, mit dahin gebracht haben. Eben dieser Einfluß wirkt auf die Neger, oder vielmehr auf die Mulatten: denn da die Einfuhr der Neger in diese Kolonie schon seit langer Zeit verbothen ist, so mildert die immerwährende Vermischung der beyden Razen jene Farbe, die den Holländern die Neger von Afrika zuführen, täglich mehr. Die aus diesen Verbindungen gebornen Kinder sind nicht allein wegen ihres zierlichen Wuchses und ihrer regelmäßigen Züge merkwürdig, sondern auch wegen ihrer frischen Farbe, die man sonst nirgend bey Negerkindern bemerkt, und die durch ihren noch dunkle Gesichtsfarbe dringt. Die jungen Mulattinnnen würden wirklich reizende Geschöpfe seyn, wenn man sie nicht neben den Töchtern der Kolonisten sähe. Diese sind zirkassische Schönheiten, die mit denselben die englische Eleganz, die europäische Manieren und die patriarchalische Unschuld verbinden. Man kann wirklich nichts Bezaubernderes sehen.

In welchen Umständen des menschlichen Lebens könnte man sich wohl nicht glücklich schätzen, an die Ufer eines solchen Landes zu kommen! Welch ein

 Gefühl

Gefühl muß den Reisenden beseelen, wenn er nach einer Ueberfahrt von wenigstens tausend Meilen, und das Geräusche, die Verwirrung und Unsauberkeit eines Schiffes verlassend, an dieser herrlichen Küste landet! Auch ermangelt man nie, die Anker daselbst fallen zu lassen, es sey, man gehe von England, und von West- nach Ostindien, oder man komme von da zurück. Die Schiffe versehen sich hier mit frischem Gemüse und Vieh, welches Letztere sie zuweilen in solcher Menge mit fortführen, daß die Bewohner dieser Insel, das heißt, drey- oder vierhundert Familien, die sich daselbst festgesetzt haben, und 400 Mann der englischen Garnison, sich ganze Monate mit gesalzenem Fleische behelfen müssen. Aber dieser Verlurst wird durch die gute Weide bald wieder ersetzt. Ochsen, zum Beyspiele, können nach drey Jahren schon geschlachtet werden; in England geschieht das nur, wenn sie fünf Jahre alt sind. Zuweilen auch, in Zeiten der Dürre, ist man genöthigt gewesen, das Rindvieh, aus Mangel an Gras, zu schlachten; aber im Ganzen ist hier Dürre selten. Es giebt auch keine so lange regnichte Jahreszeiten, die andere Kolonien so ungesund machen. Die Heiterkeit des Himmels wird hier nur durch sanfte Regengüsse unterbrochen. Unter dem 10ten Grade der Breite kennt Sankt Helena weder kriechende Thiere, noch giftige Insekten. Die einzige Plage, welche die Einwohner zu befürchten haben, sind Wolken von Heuschrecken, die ihre Aernte aufzehren; dann

muß man Vorrath von England kommen lassen, und die Ueberfahrt ist sehr lang; man glaube aber ja nicht, sie könnten einer gänzlichen Hungersnoth ausgesetzt werden, die in ihrer Lage fürchterlich seyn würde. Außer dem Gemüse und Obst, die ihnen nie mangeln, hat die Natur, die alles Mögliche für diese glückliche Insel gethan zu haben scheint, um sie her die besten Fische versammelt, und das im Ueberfluße. Man rechnet auf sechzig Arten in dem sie umgebenden Meere.

In der einzigen Straße des einzigen Fleckens, den es auf dieser Insel giebt, wohnt der Gouverneur, und nur hier kann der Fremde ein Logement finden. Der Flecken ist im Grunde eines reizenden Thales gebaut, der während der Ankunft Fremder das Bild einer immerwährenden Messe vorstellt, wo, nachdem man einige Stunden den Geschäfften gewidmet hat, man an Nichts, als sich zu belustigen, denkt. Sie sind die Veranlassung und der Gegenstand dieser Feyertage. Welch eine wichtige Begebenheit für die Einwohner ist nicht die Ankunft eines Schiffes, das die zum Leben nothwendigsten Dinge mitbringt, zum Beyspiele, Zimmerholz, das ihnen gänzlich mangelt, so daß die Thürbalken und Sparren ihrer Häuser von England gebracht werden müssen! Welch eine Aufnahme lassen sie nicht Fremden zu Theile werden, derer Aufenthalt in ihrer Insel die Quelle ihrer Reichthümer wird, und die sie wie-

der mit einer Welt in Verbindung setzt, nach der sie sich zwar nicht zu sehnen brauchen, an der Antheil zu nehmen aber doch eine so süße Empfindung ist.

Ein Engländer ist für eine Bewohnerinn von St. Helena immer eine wichtige Partie; und trotz der Widerwärtigkeit, oft einen Umweg über Ostindien nehmen zu müssen, ergreift sie doch mit Entzücken die Aussicht, ihren Wohnort einst in England, diesem Zauberlande, dessen Schilderung die Tage ihrer Kindheit so oft erfreuet hat, aufschlagen zu können. In der ganzen Insel herrscht dann Jubel, und die Freudenfeste verdoppeln sich; und doch sehen diese Insulaner, die den Engländern mit so vielem Vergnügen ihre Töchter geben, und sie mit Entzücken über ihre Gebräuche und über die Vorfälle eines Lebens, das eben so stürmisch, als das ihrige friedlich, ist, befragen, sie, wo nicht ohne Leidwesen, doch wenigstens ohne Neid, abfahren. Glücklich in dem Genuße ihrer vollkommenen Gesundheit, in den ländlichen Beschäfftigungen, derer Gedeihen ihnen ihr Leben mit jedem Tage theurer macht, glücklich in der unschuldigen Ruhe, die durch die Veränderung, die der Zuspruch des vorübersegelnden Schiffes hineinbringt, immer aufs Neue belebt wird, kehren sie, gleich nach der Abfahrt der Fremden, wieder zu ihren ländlichen Wohnungen zurück, und nehmen ihre

Arbeiten

Arbeiten wieder vor, bis die Ankunft eines neuen Schiffes Feste und Vergnügungen von Neuem in die kleine Ansiedeley zurückeführt.

Zwey Meilen davon befindet sich eine Merkwürdigkeit, nämlich ein auf zwey andern liegender Fels, der, wenn man mit einem Steine darauf schlägt, einen Schall giebt, den man in der Entfernung einer Meile hört.

# Die
# Spinnen lieben die Musik.

Der berühmte Berthome, Einer der ersten Geiger, ward schon als ein Knabe von seinen Eltern bestimmt, in der Musik etwas Vorzügliches zu leisten, und sie sogar als sein eigentliches Geschäfft zu betreiben. Kaum war er auch acht Jahre alt, so setzte er schon Jedermann in Erstaunen durch die Richtigkeit und den Geschmack, mit welchen er die schönsten und schweresten Konzerte von Gavigne vortrug. Eine sehr enge Stube, worinn er wenigstens drey Viertheile des Tages als ein Gefangener zubrachte, beherbergte auch eine Winkelspinne von ungeheurer Größe. Man weis nicht genau, gegen welchen Zeitpunkt der Knabe es zuerst wahrnahm, daß, sobald er zu geigen anfieng, die Spinne ihr Gewebe verließ, und ihm näher kam. Aber so viel ist gewiß, daß er lange Zeit das Vergnügen beförderte, welches dieselbe bey den schönsten Tönen zu fühlen schien. Unvermerkt ward die Freundschaft des jungen Künstlers für das Insekt, und die des Insektes, für den Künstler so vertraut, daß die Spinne nach und nach aus ihrem Winkel auf den Pult kam, von dem Pulte auf den Künstler, und zuletzt gar auf den Arm, der den Bogen führte. Nichts schien den Kna-

ben wegen alles Dessen, was er in seiner Einsamkeit entbehrte, schadlos zu halten, Nichts machte, daß er, sobald er sich daraus entfernt hatte, sich wieder dahin zurücksehnte, Nichts trug vielleicht so sehr zu den bewundernswürdigen Fortschritten bey, die schon damals seinen Ruhm weit verbreiteten, als seine Spinne. Aber ach, dieser Anfang von Berühmtheit kam ihm theuer zu stehen! Denn eines Tages, als seine Tante, die bey ihm Mutterstelle vertrat, Jemanden in seine kleine Stube geführt hatte, um sein Talent zu beurtheilen, versäumte die Spinne nicht, gleich nach den ersten Bogenstrichen zu erscheinen, dann, ihrer Gewohnheit nach, immer näher zu kommen, und sich endlich auf die Hand des jungen Künstlers zu setzen. Aber die liebe Tante ihren Pantoffel ergreifen, eilig die häßliche Spinne von ihrer geliebten Stelle auf den Fußboden schleudern, und sie unbarmherzig zertreten — das war Eines! Der arme Knabe jammerte nicht, er weinte nicht. Ohnmächtig sank er zu Boden. Man brachte ihn auf sein Bette; er war ohne alle Besinnung. Länger als drey Monate schwebte er zwischen Leben und Tod; und da er endlich wieder sprechen konnte, verlangte ihn immer, aber, ach! vergebens, nach seiner lieben, lieben Spinne!

Der

## Der
# Mausefallenjunge. *)

Auf einem Kaffeehause in London kamen alle Tage gegen die Mittagsstunde zwey Handelsmänner zusammen. Sie tranken Kaffee, schwatzten von Zeitungen, und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von solchen Dingen, die ihre häusliche Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mausefallenjunge dahin. Sein Elend machte ihn demüthig und seine einnehmende Miene auffallend. Mit dieser doppelten Empfehlung ausgerüstet, both er seine Waaren auch diesen Beyden an. Allein, sie wiesen ihn mit Unwillen ab. Der Junge, der unfreundlichen Aufnahme schon gewohnt, machte ruhig die Thüre wieder zu, und schlich sich ganz sachte fort. Kaum war er aber weggegangen, als der eine Kaufmann in etwas nachdenkend wurde. Er wußte, daß man diesen armen Jungen mit einigen Groschen hätte befriedigen können, und wirklich erregte seine Härte ihm Kummer. „Wie wäre es, sagte er zu seinem Freunde, wenn wir einmal ein gutes Werk thäten, und einen elenden Menschen glücklich machten? Wir wollen den armen Schelm zurückrufen lassen?“ „Ich bin

*) S. Vergnügen und Unterricht v. C. Langbein für 1799.

bin es herzlich zufrieden, sagte der Andere; bin ich doch selbst einmal in meiner Jugend durch einen Unbekannten von sehr beträchtlichen Spielschulden und Gewissensbissen befreyt worden!"

Sie ließen also den Burschen zurückrufen. „Armer Junge! sagte der eine Kaufmann, wünschest du wohl, deiner elenden Lebensart los zu seyn?" „O sehr gerne! versetzte derselbe; allein, hier kömmt es auf Wunsch nicht an." „Muth gefaßt, fügte der Andere hinzu: du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden." „Ach! es beliebt Ihnen wohl nur zu scherzen, meine Herren, seufzte der Junge; aber haben Sie die Güte, und geben Sie mir etwas Weniges, meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag, und ich habe seit zwey Tagen Nichts gegessen. Gott im Himmel wird Sie dafür segnen! Ach! ich hatte — hier kamen ihm die Thränen in die Augen — auch einen liebreichen, guten Vater, der manchem Elenden aus der Noth half; aber er starb, leider! zu früh für mich.

Die edle Aufrichtigkeit dieses jungen Menschen, die der bedrängten Unschuld immer eigen ist, machte ihn Beyden liebenswürdig. „Gut, sagte Einer: du sollst von einem Jeden von uns hundert Pfund Sterlinge (1,100 Gulden) haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken. Du lernst bey uns die Handlungswissenschaft, und kannst dann dein Kapital mit Zinsen auf eine dir

belie-

beliebige Art nützen." Der gute Junge wußte nicht, wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Herzen. Beyde hielten auch ihr Versprechen redlich; und der junge Mensch betrug sich so, daß sie Ursache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu seyn. Nach einer Zeit von sechs Jahren kauften sie ihm einen kleinen Laden. Er handelte nun so glücklich, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog und große Handlungsgeschäffte machte. So glücklich er war, vergaß er doch nie seines ehemaligen armseligen Zustandes, und versäumte eben so wenige die Pflicht, Bedrängten beyzustehen. Er bestrebte sich beständig, Andere glücklich zu machen, und das Gute, das er von Andern empfangen hatte, wieder auf Dürftige zurückfließen zu lassen.

Einst fand er einen alten Kalender, der seinem Vater gehört, und in den selber verschiedene Merkwürdigkeiten seines Lebens eingezeichnet hatte. Unter vielen andern las er auch diese Nachricht: Den 19ten März 1698 habe ich einen jungen Menschen, Namens A** G**, der mir seine Noth klagte, mit 20 Pfund Sterlinge von dem gänzlichen Untergange gerettet, und zur Tugend zurückgebracht. — Wie erschrack nun unser glückliche Mann, da der hier angeführte Name gerade der desjenigen Kaufmanns war, der ihn auf dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte! Er schrieb sogleich an ihn, machte ihm diese seine Entdeckung bekanut, und bath ihn zugleich fle-

hend-

hendlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könnte. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch dessen Freund die Nachricht, daß sein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unglücksfällen zur ewigen Ruhe gegangen sey. Er hätte zwar einen Sohn hinterlassen, man wüßte aber den Ort seines Aufenthalts nicht zu entdecken. Dieß beunruhigte den guten Mann nicht wenig. Er suchte aber indessen seine Unruhe einigermaßen dadurch zu lindern, daß er fortfuhr, auch Hausarmen durch seine Wohlthaten ganz im Stillen ihr Elend erträglicher zu machen. Eine andere Nachricht, die ihn ungemein betrübte, war die: Miß Sara, seine einzige Tochter, die er in seinem Ehestande erzeugt hatte, war mit einem benachbarten Handlungsbedienten in Bekanntschaft gerathen, und hatte sich mit ihm, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie wollte sich auch durch keine Vorstellung von ihrem Geliebten trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite, und bath in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheyrathung, so, daß endlich der Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um seinen Karakter kennen zu lernen, den Zutritt in das Haus verstatten mußte.

Der Bräutigam kam, und that Alles, um den Vater auf seine Seite zu bringen. Er wurde nun um seinen Namen, um seine Eltern befragt; und — Gott! wie erstaunte nicht der Vater, als eben dieser junge Mensch, der seither bey einem Kaufmanne die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte — der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war! Nun stund er keinen Augenblick mehr an, in die Heyrath mit Freuden zu willigen, und überließ bald darauf seinem geliebten Schwiegersohne sein ganzes Vermögen und seine weitläuftige Handlung.

# Der Salzburger. *)

## (Ein psychologisches Phänomen.)

Es treibt sich seit ungefehr 15 Jahren ein Mensch in den Dörfern und Waldungen des nördlichen Schwabens umher, der für die Kinder das furchtbarste Schreckbild, für frivole Spaßmacher der Gegenstand leichtsinniger Mishandlungen, für die kleine Zahl der Theilnehmenden und Fühlenden der Gegenstand des herzlichsten Mitleidens, und für den philosophischen Beobachter der menschlichen Natur eines der interessantesten Exemplare ist. In einem Subjekte findet man hier die schönsten Denkmäler des Göttlichen im Menschen mit der höchsten Verwilderung, die erstaunenswürdigsten Trümmer von Kultur mit der höchsten Thierheit vereinigt.

Der Salzburger — unter diesem Namen kennt man überall den Helden dieser Erzählung — ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, von mittlerer Größe, und starkem, kernhaftem Baue. Seit einem Jahre hat er, vermuthlich durch eine äußere Verletzung, das linke Aug verloren. Er spricht ein reines Deutsch, das sein angebliches Vaterland sehr zwei=

*) S. Nationalzeitung der Deutschen v. J. 1801.

zweifelhaft macht. Aber die Art, wie er seinen Körper ziert, kündigt einen Wahnsinnigen von der verworrensten, unheilbarsten Klasse an. Er wechselt hierinn sehr oft; doch trägt er nie einen Rock, sehr selten Beinkleider, und auch im strengsten Winter keine Bedeckung der Füße. Vor einiger Zeit war sein Kopf in Lumpen gewickelt, die auf der einen Seite sein krankes Auge bedeckten; auf der andern steckten einige kleine Federn. Sonst trägt er, anstatt des Huts, einen Bienenkorb; manchmal geht er unbedeckt, und trägt einen Stein auf dem Kopfe, wobey er sehr gespannt einherschreitet, damit derselbe nicht herunterfalle. Von dem Halse an hängen größere Lumpen über die Lenden herunter, und die Aerme sind beynahe ganz bloß; die Füße aber bis unter die Waden mit Werg umgeben, welches er mit kleinern Lumpen umwickelt. Auf seiner Brust hängt an einer Schnur ein Ammonshorn. Dieß sey, versichert er, sein Orden. In der Hand trägt er einige starke Stöcke, die er auch mit Lumpen umwickelt. Die Lebensart dieses Menschen ist die sonderbarste, die man sich denken kann Mitten in dem kultivirten Deutschlande führt er das Leben eines Wilden. Nirgends hat er eine Heimath. Der Himmel ist sein Dach; jeder sanfte Rasen sein Bette. Keine Sitte und keine Konvention kümmert ihn. So lange die Natur ihre eßbare Produkte darbiethet, bedarf er keines Menschen. Er hat kein Eigenthum, als seine Lumpen, die er öfters wechselt, und kleine

und

und große Petrefakten, die er mit Fleiß und Kenntniß sammelt, und wieder zerstreut. Wenn man ihm Geld schenkt, so verwahrt er es in seinem Munde. Den Branntwein liebt er bis zur Unmäßigkeit. Schnupftaback ißt er als einen Leckerbissen. Im Winter übernachtet er gewöhnlich in den Backöfen auf den Vorwerken, in welchen den Tag zuvor Brod gebacken ward. Man darf, wenn man mit diesem Unglücklichen spricht, die Saite nicht berühren, die die kranke Parthie seiner Einbildungskraft durchstreicht. Man darf Nichts von seiner Kleidung, von seiner Lebensart und von seinen Schicksalen sprechen. Man hat sonst in diesem Falle einen Wahnsinnigen von der gemeinsten Art vor sich. Es ist deßhalb auch unmöglich, die eigentliche Ursache seines Verfalls zu erforschen. Die heterogensten Bilder verfolgen sich, ohne die mindeste Verbindung, Schlag auf Schlag in seiner Seele. Nur stechen darunter die Erinnerungen an eine unglückliche Liebe, an eine Flucht und darauf erfolgte Einsperrung hervor. Jedoch gelangt man, bey den künstlichsten Nachforschungen, auf nichts Sicheres, und wenn man glaubt, ihn zu erhaschen, so springt er plötzlich in die entferntesten Ideenregionen hinüber. Hütet man sich aber, an diesen so reizbaren Punkt anzustoßen, so geräth man in Erstaunen über den Mann, in dessen Seele so viel Licht und Schatten, Regelmäßigkeit und Verwirrung beysammen sind. Die sorgfältige, wissenschäftliche Erziehung ist überall sichtbar. Er

versteht — natürlich nur fragmentarisch — Geographie, Geschichte ꝛc., mischt lateinische und französische Ausdrücke und Sentenzen in das Gespräch, und bedient sich solcher Formen, Bilder und Wendungen, die man nur unter den höhern, kultivirten Klassen zu hören gewohnt ist. Da vernimmt man kein unverständiges Wort; im Gegentheile stößt man auf Züge von Witz und treffendem Urtheile, auf eine Feinheit und Schärfe der Reflexion, und auf eine richtige Verbindung der Ideen, worüber jeder prüfende Beobachter stutzt. Dabey fühlt der Mann Alles, was er spricht, mit äußerster Lebhaftigkeit, drückt jede Vorstellung durch Stimme und Gesichtszüge aus, und gestikulirt mit einer Wahrheit, die man allen Schauspielern und Rednern wünschen möchte. Jedoch sind die Organe seines Denkens nicht immer in diesem glücklichen Zustande: denn öfters ist schlechterdings Nichts mit ihm anzufangen. Er thut dann mürrisch, mistrauisch, nimmt kein Geschenk an, und wird gegen den Zudringlichen grob. Eine sehr günstige Stunde war es, um die Lichtseite seines Karakters in ihrer ganzen Klarheit zu sehen, als er den 29ten Junius 1800 in das Zimmer eines Mannes trat, bey dem er öfters zuzusprechen gewohnt war. Er fand dort eine kleine Gesellschaft von benachbarten Freunden. Dieser Anblick erheiterte ihn. Er bath, seiner Gewohnheit nach, um die Zeitungen. Die fremden Herren fiengen an, mit ihm zu sprechen. Er verlangte, ihre Bekannt-

schaften

schaften zu machen. Der Regierungsrath P—, der noch nicht lange in dortiger Gegend ist, sagte ihm scherzweise: er sey ein neugebackener Rath. Mit einem Blicke voll schneidender Satyre, erwiderte der Salzburger: „Nun, wenn Sie nur ausgebacken sind!" — Die Rede kam auf die großen Ereignisse unsrer Zeit. „Von welchem Systeme bist dann Du? — fragte Jemand den wilden Mann — Bist du östreichisch, oder französisch? — „Ich bin deutsch!" sprach er, indem er stolz mit der Hand auf das Herz schlug. — Diese unerwartete Antwort machte der ganzen Gesellschaft die höchste Freude. „Ich bin deutsch!" wiederholte Jeder der Anwesenden; aber Keiner mit diesem hohen, lebendigen Gefühle. Man erkundigte sich nach seiner Religion. Allein, über diesen Punkt spricht er mit äußerster Vorsicht, um nirgends anzustoßen. Diese Vorsicht, und noch einige andere Spuren von ähnlicher Beschaffenheit, lassen nicht ungegründet vermuthen, daß er eher auch als ein Opfer der Intoleranz gelitten haben dürfte. Er wußte, daß die Gesellschaft aus Katholiken und Protestanten bestand. Erst beugte er den Fragen aus; als er es aber nicht mehr konnte, so erklärte er sich: „er sey von der natürlichen Religion. „Diese Erklärung wurde mit einer politischen Miene gegeben, und durch den Zusatz erläutert: es sey das Wesen dieser Religion: „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, und den einigen wahren Gott über Alles." — Man vermißte in diesem

Systeme die Idee von der Unsterblichkeit der Seele. Er wollte auch hierüber im Anfange nicht entscheidend sprechen. Man verlangte, daß er geradezu sagen sollte, ob er glaube, daß seine Seele nach dem Tode fortdauere? — „Dafür, sprach er, laß ich den lieben Gott sorgen!" Und damit war auch das Gespräch abgebrochen. Nun kam die Rede auf seine geographischen Kenntnisse. Erst bemerkte er: er habe seine Landkarte hinweggeworfen, weil er durch sie bey dieser kriegerischen Zeit leicht in Verdacht der Spionerie hätte fallen können. Dann gab er folgende wörtliche Erklärung der Gesellschaft zum Besten: „Der Pfarrer von W —, der mich für ein Kind in der Weish — in der Wissenschaft — wer wird den feinen Blick in der Selbstberichtigung übersehen? — halten mochte, wollte mir weiß machen, die Donau sey der einzige Fluß in der Welt — der gegen Morgen fließe. Gut, Herr Pfarrer, sagte ich. Wir gehen von der Donau hinweg, spatzieren über die Tiroler Berge hinüber, und wollen dann sehen, was der Po macht! (Wie satyrisch!) Dann schiffen wir uns in Genua ein, gehen durch das mittelländische Meer in das atlantische, und an der Küste von Amerika kommen uns der St. Laurenzo- und Amazonenfluß entgegen." — Unter Andern befand sich ein junger, katholischer Geistlicher in der Gesellschaft, den er nicht kannte. Man fragte ihn, für wen er denselben halte. „Der sollte Theologie studieren!" versetzte er. Und warum dann ge-

 rade

rade Theologie? fuhr Einer fort. „Er hat so ein freundliches Aussehen!" — erwiederte der Salzburger. Aber was haben dann die Theologie und das freundliche Aussehen miteinander gemein? fragte man ihn weiter. Hier sprach er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von tiefer Empfindung: „Ach! er wird ja ein Tröster seyn!" Durch diese Worte wurden Alle innig gerührt, und es bemächtigte sich ihrer das schmerzhafteste Mitleiden mit einem Menschen, den die Natur mit so außerordentlichen Gaben ausgestattet, ein unfreundliches Schicksal aber so tief in den Staub getreten hatte. Gewiß hätte auch das Letztere nicht so Viel vermocht, wenn die Erstere mit ihren Gaben sparsamer gewesen wäre.

# Heldenmüthige Menschenliebe.*)

In einer großen französischen Landstadt war der Pfarrer eines beträchtlichen Kirchspiels unaufhörlich mit den Pflichten seines Amtes beschäfftiget. Seine Gemeinde hatte an ihm einen einsichtsvollen, zärtlichen Vater. Seine tägliche Sorge war, zu unterrichten, zu trösten, zu helfen; allein, so weislich er auch seine Almosen vertheilte, so war sein mäßiges Einkommen doch nicht hinreichend, die Bedürfnisse seiner Armen, und noch weniger die Bedürfniße seines Eifers zu stillen; dennoch brachte er es durch sein Talent, die Herzen der Reichen zu erweichen, und ihre Mildthätigkeit zu erwecken, so weit, daß Keines seiner Pfarrkinder ohne Hilfe blieb: alle Kranken wurden verpfleget, alle Gebrechlichen ernähret und gekleidet, alle Waisen versorget. So genoß er lange in heiterer Ruhe die beseligenden Früchte seiner Tugend; allein, der Weise, besonders, wenn ein weiches Herz in seinem Busen schlägt, lebt nicht immer kummerfreye Tage.

Eine

*) S. Plan de Lecture pour une jeune Dame par Cl. Fr. Ad. de Lezay. Marnesia. Lausanne et Paris 1800.

Eine schreckliche Seuche ergriff itzt die Heerde des sie liebenden Hirten. Täglich wurden ihre Symptome drohender, und ihre Wirkungen verheerender. Keine Familie war ohne Kranke; in jedem Hause lag ein Todter, oder Sterbender; aber einer wachsamen Vorsehung gleich, war der Pfarrer überall; überall erschien er mit Speise, Arzneyen und Pflege. Sein Muth stärkte die Schwachen; er verminderte die Gefahr, indem er sie bekämpfen lehrte.

Natürlich konnte er eine solche Menge Kranker, wovon die Meisten in gesunden Tagen sich und die Ihrigen bloß durch ihre Handarbeit ernährten, nicht ohne einen sein Vermögen weit übersteigenden Aufwand, mit Wärterinnen und manchen andern Bedürfnissen versorgen. Er verkaufte daher seine beste Mobilien und sein entbehrlichstes Kirchengeräth, und erhielt durch die siegreiche Gewalt, die der Tugend, besonders der einfachen, zärtlichen Tugend, beywohnt, von seinen Mitbürgern ansehnliche Beysteuern. Wenn aber die Noth anhält, so erkaltet die Mildthätigkeit, leider! nur allzubald. Sie nahm auch hier täglich ab, und die Epidemie wüthete fort.

Schon wußte der gute Priester sich nicht mehr zu helfen, als er erfuhr, daß ein vornehmer Kapitalist, der sich im Steuerwesen bereichert hatte, in einem nächtlichen Spielgelage eine große Summe gewonnen habe. Er kannte ihn kaum; allein, er besann sich nicht lange, und eilte noch den nämlichen

Morgen in seine Wohnung. Er ließ sich anmelden; man versagte ihm den Zutritt; er bath, bettelte, und ward endlich nach einem langen Widerstande, eingelassen. Er fand den Spieler eben im Begriffe, sich, von der ängstlichen Nachtwache erschöpft, zu Bette zu legen. In einem schauerlich rührenden Gemälde schilderte er ihm nun die wüthende Seuche, das gränzenlose Elend, worinn so viele Unglückliche schmachteten, und bath ihn mit thränenvollen Augen um kräftige Hilfe. Der schlafgierige Krösus zog unwillig ein Viergroschenstück aus seiner Börse, reichte es dem Geistlichen, und schalt, ohne Schonung für des edelmüthigen Priesters graue Haare, für sein erhabenes Amt und den heiligen Beweggrund seiner Bitte, auf die Unbescheidenheit, die ihn zu einer solchen Stunde zu ihm führte. Der Geistliche bath um die Erlaubniß, weiter zu reden, sprach, ohne sie abzuwarten, noch weit nachdrücklicher, weit beweglicher, als zuvor, und flehte um eine mildere Unterstützung für seine Armen, denen 4 Groschen Nichts helfen könnten. Der Reiche antwortete ihm durch Spöttereyen, durch Scheltworte, durch Beschimpfungen. Doch, den Priester konnte Nichts abschrecken; er verbrauchte alle Waffen der Herzensberedsamkeit; er liebkosete, er schmeichelte, er beschwur; allein, weit entfernt, sich bewegen zu lassen, versetzte ihm der entrüstete Unhold endlich eine Ohrfeige. Ruhig, wie der Engel des Friedens, sprach jener mit lächelnder Miene: „Das war für mich; was geben Sie

nun

nun meinen Armen?" Diese einfach großen Worte schmolzen endlich des Reichen ehernes Herz; er fiel dem Manne Gottes zu Füssen, benetzte sie mit Thränen, sprang auf, flog zu seiner Kasse, und übergab ihm nicht nur seinen Gewinnst von der verflossenen Nacht, sondern auch noch ein ganzes Jahr seiner Einkünfte. Ja, er that noch Mehr, er hatte den Muth, diese Geschichte zu erzählen; und itzt ist er ein eben so schätzbarer Mann, als er es vorhin nicht war.

Diese Anekdote, die sich vor 16 Jahren zutrug, muß jedem Freunde der Menschheit theuer seyn.

# Adam Lux. *)

Adam Lux, ein begüterter Landmann und Philosoph aus der Gegend von Mainz, genoß in dem Kreise seiner Gattinn und Kinder viele der seligsten Stunden. Von Jugend auf vertraut mit dem Geiste der Alten, vereinigte er mit einer edeln Schwärmerey einen reifen Verstand, und eine für alles Schöne und Große empfindliche Seele, wohnend in einem festen und gesunden Körper. Seine Phantasie, stets mit den schönen Bildern der Vergangenheit beschäfftiget, ließ seinen Geist keinen so großen Reiz für die politische Lage seines Vaterlandes gewinnen, um ihn dahin zu bringen, sich um ein öffentliches Amt zu bewerben. Ungezweifelt suchte er insgeheim seine Ideale zur Verbesserung des Menschengeschlechtes zu realisiren. —

Die dreyfarbige Fahne wehte itzt auf den Wällen von Mainz, und die rheinisch-deutsche Konvention bildete sich. Lux schwur auf die Gesetze der Franken, und ward nebst Potocki und Forster als Deputirter an den Nationalkonvent abgesandt, um die Vereinigung von Mainz mit Frankreich zu bewir-

*) S. Klio, Histoire d'un detenu &c. und das neue graue Ungeheuer v. J. 1795.

wirken. Er kam gerade zu einer Zeit dahin, da die Unterdrückung der Girondisten durch den Berg begann; und da er, Mehrere der Erstern persönlich kennen zu lernen, Gelegenheit hatte, so schloß sich sein Herz bald an sie an. Allein, er sah keine Hoffnung zum Siege für die Freunde der Wahrheit uud des Rechts. Der König fiel, die Republikaner fielen; allein, die Republik fiel nicht mit ihnen, denn der Rest der geachteten Edeln siegte endlich, und Pergniauds Manen stürzten den Tyrannen.

Wer konnte aber damals diesen Sieg ahnen, als immer muthiger und mächtiger Robespierre und seine Gefährten sich erhoben, als jede bessere Hoffnung bald wieder in trübe Nacht verschwand, und selbst der redliche Republikaner nicht selten die Vorzeit den Gräueln des Tages vorzog. Die Preßfreyheit war vernichtet; die Schrecken des Todes und der Kerker fesselten Zunge und Federn: selbst das Stillschweigen ward Verbrechen. Während an den Gränzen des Reiches ein Heer von Helden Triumphe an Triumphe reihte, lieh eine knechtische Versammlung dem beyspiellosesten Gräuel das ehrwürdige Siegel des Volkes, und warf sich und die Nation, unter dem Jauchzen eines blödsinnigen Pöbels, gebunden zu den Füßen der wüthendsten Tyrannen.

So stellte sich die Zukunft auch dem guten, schwärmerischen Lux dar. Mit einem römischen Enthu-

thusiasmus beschloß er zu Anfange des May's, den Tugenden seiner Freunde, der Girondisten, öffentlich an den Schranken des Konvents zu huldigen, und sich, zur Bestättigung der Wahrheit, den Dolch des Kato in die Brust zu stoßen. Allein, seine Freunde, noch auf Rettung vertrauend, widerriethen ihm das vergebliche Opfer, indem sie ihm die gutgesinnten Departements zeigten.

Der edle, trauernde Mann verschloß nun seinen herzangreifenden Kummer in sich selbst. Entfernt den Tag hindurch von der Gesellschaft der Menschen, kehrte er meistens nur des Abends, bey Eröffnung des Schauspiels, in dieselbe zurück. Einsame Spaziergänge waren itzt seine Lieblingsunterhaltung geworden; besonders gerne verweilte er aber in dem Gehölze von Boulogne, wo er unter dem Schatten der Eichen bald in den Briefen des Brutus an Cicero, bald in andern alten Schriftstellern sich mit den großen Republikanern der Vorwelt vertraut machte.

Der 31ste May erschien; und die Wirklichkeit erfüllte Luxens furchtbarste Ahnungen. Umsonst waffneten sich die mittäglichen und westlichen Departements zu Gunsten der in ihren Stellvertretern beleidigten Nationalkonvention — Puisair verrieth die Sache der Deputirten.

Charlotte Cordai ermordete den Marat. Lux begegnete dem Zuge, der sie zu dem Schaffote führte.

Es war, als feyerte man ihren Triumph. Lux glaubte in ihr eine aristokratische Schwärmerinn zu finden, und fand eine Republikanerinn, die, nachdem sie ihrem Vaterlande dieses Opfer gebracht hatte, die Gesetze zu versöhnen, mit einem Blicke dem Tode entgegen gieng, der ihrem Wesen noch wenige Schritte vor dem Schaffote jene verklärte Gestalt zu geben schien, die ihr erst jenseits zu Theile werden sollte. Man hatte ihm von einer alten Bethschwester gesprochen; und er fand ein Mädchen in der schönsten jugendlichen Blüthe, dem die nahe Gegenwart des Todes keine der Rosen rauben konnte, die seine Wangen schmückten.

Er folgte Charlotten bis ans Schaffot. Der Heldenmuth, womit sie das Blutgerüst bestieg, die sanfte Schamröthe, die selbst das drohende Beil nicht zurückschrecken konnte, als die Henker ihr den jungfräulichen Busen entblößten — Nichts entgieng seinem Blicke. Er vermochte es nicht, seine Empfindungen in sich zu verschließen. Während ganz Paris vor Charlottens Mördern bebte, schrieb Lux eine Lobrede auf sie, und eine Schrift gegen den 31sten May, worinn er die Urheber dieses Tages der Gegenrevolution in ihrer Blöße darstellte — zwey Schriften, welche bey der damaligen Lage der Dinge in Frankreich ihn nothwendig auf das nämliche Schaffot führen mußten, auf welchem er eben das Blut der Cordai fließen sah.

Mit welcher Ergebung er aber sein Schicksal erwartete, leuchtet aus einem Briefe an Einen seiner Freunde hervor, den er in dem Augenblicke schrieb, da er seiner Verhaftnehmung entgegen sah. Der Brief lautete, wie folgt:

„Da eine Schrift, die ich ohne ihr Wissen verfaßte, und dem Drucke übergab, im Publikum erscheinen wird, da mich die Verfolgungen, welche sie mir zuziehen muß, in Ungewißheit über den Augenblick meiner Verhaftnehmung lassen; so komme ich jedem Ereigniße zuvor, um Ihnen ein Lebewohl in diesen Zeilen zu sagen. Ich erkläre Ihnen hierinn feyerlich, daß ich meine Betrachtungen ohne Ihr Wissen niedergeschrieben habe; ich erkläre dieses nicht sowohl, um Ihnen einen Streit über die Art, womit ich unsre politische Lage, die von der Ihrigen abweicht, ansehe, zu ersparen, sondern vorzüglich deßwegen, weil ich die Erbitterung der Inquisition kenne, und Niemanden, als mich selbst, der Gefahr aussetzen will. Glauben Sie ja nicht, daß ich Thor genug sey, um nicht das Schicksal vorauszusehen, welches mir eine Schrift bereitet, die um so mehr die Machthaber verwunden muß, da sie mich nicht persönlich beleidiget haben. Allein, mein Grundsatz ist, daß man, was es auch kosten möge, immer der gerechten Partey folgen müsse. Meine Uneigennützigkeit und mein Gewissen werden mich, wie ich hoffe, für das Schicksal entschädigen können, welches

ches meiner wartet. Ich bin sehr vergnügt darüber, mit Ihnen während unsrer Verbannung gelebt zu haben. Ich danke Ihnen für alle mir erwiesene Freudschaftsdienste, und umarme Sie von Herzen. Leben Sie wohl!"

„Adam Lux."

Umsonst wandte Forster, Luxens Freund und Hausgenoße, Alles an, um ihn wenigstens zur Unterdrückung der zweyten Schrift: „Ueber den 31sten May." zu bewegen. Lux beharrte standhaft auf seinem Entschluße.

Seine Verhaftnehmung erfolgte. Ein Kommissär des Revolutionsausschußes fragte ihn, ob er Verfasser der beyden Schriften sey? „Ja, ich bin es, antwortete Lux; und hier ist das einzige Exemplar, das ich noch davon besitze. — Während das Protokoll aufgenommen wurde, frühstückte er gelassen.

Eben so betrug er sich vor dem Sicherheitsausschuße, eben so in dem Gefängniße la Force, wo die Tyranney Republikaner wie Miranda, Pergniaud, Palaze u. s. w. versammelt hatte. Wedekind machte einen Versuch, ihn zu retten, indem er in das Journal de la Montagne einen Aufsatz einrücken ließ, worinn Lux als ein Schwärmer dargestellt wurde, dem die Liebe zu Charlotte Cordai den Kopf verrückt habe; allein, mit Unwillen forderte Lux Lavaux, den Redakteur des Journals, zum Widerrufe auf.

Er schrieb in dem Gefängniße mehrere Briefe an seinen Freund Vogt und an seine Gattinn, Briefe, welche das Gepräge der zärtlichsten Liebe und wärmsten Freundschaft an sich tragen. In einem Briefe an Vogt bittet er seinen Freund, den Koadjutor von Dallberg seiner Achtung zu versichern.

Dem Tode sah er mit dem höchsten Grade stoischer Ruhe entgegen; und sprach mit Einigen gerade über die Gefahr der Leidenschaften und den Mangel der Beurtheilungskraft, der eine feurige und unverdorbene Seele beständig über das Ziel hinausreißt, als man ihn rief, um ihm seine Anklagsakte zuzustellen. Er las sie mit Kaltblütigkeit, und steckte sie mit Achselzucken in die Tasche.

Hier, sagte er zu den Anwesenden, mein Todesurtheil, das den Repräsentanten einer Stadt auf das Schaffot führt, die ihn abgeschickt hat, um Euer zu werden. Ich endige im 28sten Jahre meines Alters ein elendes Leben. Morgen werde ich kalt, wie dieser Stein, seyn. Allein, saget Denen, die zu Euch von mir sprechen werden, daß, wenn ich den Tod verdient habe, es nicht unter den Franken war, wo ich ihn empfangen sollte — sagt ihnen, daß ich seine Annäherung mit Ruhe und Verachtung gesehen habe.

Die Nacht brachte er mit Schreiben zu. Morgens frühstückte er mit Appetit, gab seinen Mantel einem unglücklichen Gefangenen, erschien um 3 Uhr vor dem Tribunal, und war um 6 Uhr nicht mehr.

Der

Der Wagen, auf welchem er fuhr, nahm den Weg längs der Seine und der Mauer von dem Garten der Thuillerien. Mit ihm fuhr eine Frau, der er Muth einsprach, indessen er den wenigen Leuten, die ihm auf seinem Todeswege begegneten, immer die Namen der Volkstyrannen nannte. Er bestieg das Schaffot, rief: „Es lebe die Republik!" und trat in eine Welt, wo Sidnei und Barneveld, Cordai und Vergniaud ihn schon erwarteten.

Und so starb ein Mann, dessen Leben eine Reihe von Tugenden war, in Frankreich beynahe in dem Augenblicke auf dem Schaffote, als wüthende Aristokraten seine Wohnung in Flammen steckten, und in Deutschland auf seinem Namen ein Anathem ruhte, das in Paris vollstreckt wurde.

Friede sey seiner Asche!

Sonderbare

# Naturerscheinungen.*)

Den 15ten May 1649 verfiel Samuel Gilton aus Tirsburi bey Bath in England, ein robuster und gesunder Mann von 25 Jahren, ohne einen bemerklichen vorhergehenden Zufall, in einen sehr tiefen Schlaf, aus welchem ihn einen ganzen Monat lang alle möglich angewandten Mittel nicht erweken konnten. Nach Verlaufe dieser Zeit erwachte er aber von selbst, stand auf, zog sich an, und gieng zu seiner gewöhnlichen Taglöhnerarbeit. Er schlief, aß und trank, wie zuvor, sprach aber einen ganzen Monat nicht Ein Wort. Von dieser Zeit an blieb er bis zum 9ten April 1696 von dieser Schlafsucht befreyt; dann verfiel er aber wieder, wie zuvor, darein. Nach einigen Tagen wollte man versuchen, was Arzneymittel bey ihm wirken würden; allein, weder Aderlassen, spanische Fliegen, Schröpfköpfe, noch andere reizende Mittel machten den mindesten Eindruck auf ihn. Er öffnete in 14 Tagen kein Auge; und nahm in einer Zeit von 6 Wochen und 4 Tagen bloß 2 Quart Wasser zu sich.

Den

*) S. verk. v. J. 1801, und englische Miszellen, Band VI. St. 3. v. J. 1802.

Den 17ten August, 17 Wochen nach dem Anfange seines Schlafes, wachte er auf, zog sich an, gieng in der Stube herum, und glaubte, nur eine einzige Nacht geschlafen zu haben. Von dem Gegentheile war Niemand im Stande, ihn zu überzeugen, bis er sah, daß man mit der Aernte beschäfftigt sey, wobey er sich erinnerte, daß zu der Zeit, wo er einschlief, Haber und Gerste gesäet wurden. Er war zwar etwas mager geworden, sah aber doch sehr munter aus; und da man ihn fragte, ob ihn das Bett nicht krank gemacht hatte, so versicherte er, daß er nicht die geringste Unbequemlichkeit davon empfunden habe, sich auch nicht im mindesten erinnere, was unterdessen mit ihm vorgegangen sey. Er gieng nun wieder, wie gewöhnlich, seinen Geschäfften nach, und befand sich bis zum 17ten August 1697 sehr wohl; als er sich des Morgens über Schauder und Kälte beklagte, einige Male brach, und denselben Tag wieder seinen Anfall bekam. Alle von dem Arzte Olivier angewandte, noch so reizende Mittel konnten ihn nicht erwecken.

In diesem Zustande lag er bis zum 19ten November, als seine Mutter ein Geräusch hörte, und ihn essend fand. Er sagte, daß er sich sehr wohl befinde. Seine Mutter lief indessen zu ihrem Bruder, um ihm die angenehme Nachricht mitzutheilen. Als sie zurückkam, schlief er schon wieder, und alle Mühe, ihn zu erwecken, war vergeblich. Von die-

ser Zeit an schlief er bis Ende Jänners, aber nicht so fest, als sonst: denn, wenn man ihn beym Namen rief, so schien er zu hören, konnte aber doch keine Antwort geben. Seine Augenlieder waren auch nicht so fest geschlossen, und zitterten bisweilen sehr; doch erwachte er erst mit Ende Jänners, befand sich sehr wohl, und konnte sich alles Dessen, was mit ihm vorgegangen war, nicht erinnern. Er sah aus, wie sonst, und beklagte sich nur, daß ihm die Kälte etwas empfindlicher wäre.

---

Dirk Klaaz, Bäcker zu Stolwyk, nicht weit von Rotterdam, schlief ebenfalls, nach des schon berührten Olivier Erzählung, von dem 13ten Julius 1706 bis zum 11ten Jänner 1707, ohne aufzuwachen. Den 12ten verfiel er aber schon wieder aufs neue in den Schlaf, und schlief bis zum 11ten März. Vierzig Tage lang aß er gar Nichts, und trank nur 4 bis 5 Löffel voll Wasser, und dann und wann etwas spanischen Wein, welches Alles zusammen aber nicht mehr als 5 Unzen betrug. Seine Schwester gab ihm täglich einen, oder zwey Mund voll Speise, welches aber kaum hingereicht hätte, um ein neugebornes Kind zu erhalten.

---

Zu Horsley in Glouzesterschire, gieng vor Kurzem der zwölfjährige Knabe des Webers Gillman frisch und munter zu Bette. Früh, als er noch schlief, be-

bemerkte man, daß er, obgleich von Natur zum Fettwerden geneigt, sehr eingefallen war. Er schlief ohne Unterlaß zwölf Nächte nacheinander, während welcher Zeit man ihn bloß durch dünne Brühe am Leben erhielt, die ihm theelöffelweise mit vieler Mühe eingeflößt wurde. Die ganze Zeit über nahm er zusehend ab. Als er erwachte, wußte er nicht, was mit ihm vorgegangen war, und konnte auch im Geringsten seinen bisherigen Zustand nicht schildern; er war hierauf zwar schwächer, wurde aber doch nach und nach wieder ganz gesund.

---

 Treue

# Treue der Indianerinnen. *)

Die indianischen Frauen lassen sich nach dem Tode ihrer Männer freywillig verbrennen. Manche verrathen zwar Furcht, Widerwillen und Reue über ihren gefaßten Entschluß; allein, zu spät. Der Engel Bistnoo wartet schon auf ihren Geist. Weigert sich die Unglückliche, so zwingt man sie, auf den Scheiterhaufen zu steigen. Man hält sie dann mit langen Stangen nieder, bis sie von den Flammen ergriffen wird. Ihr Geschrey ersticken Musik und der wilde Zuruf des Volkes. Viele besteigen jedoch mit beyspielloser Unerschrockenheit den Scheiterhaufen.

Aus vielen nur ein Beyspiel:

Den 4ten Februar 1743 starb Rhaam Chund Pundit, aus dem Maharattor Geschlechte, in seinem 28sten Jahre zu Koßimbuzaar in Ostindien. Seine Wittwe, kaum 18 Jahre alt, wartete nicht einmal die ihr zur Ueberlegung nach den Gesetzen verstattete Zeit von 24 Stunden ab, sondern machte sogleich nach ihres Gatten Tod den Braminen ihren Entschluß, sich zu verbrennen, bekannt. Da ihre Fami-

lie

*) S. Hollwell interresting historical Events, relative to Bengal and Indostan, u. Manigfaltigkeiten.

sie in großem Ansehen stand, so bedienten sich alle Kaufleute in Koßimbuzaar und ihre Anverwandte aller nur möglichen Gründe, sie von ihrem unseligen Vorhaben abzubringen. Die Gemahlinn des dortigen Präsidenten, Lady Rüssel, sandte in dieser Absicht, aus zärtlichem Mitleiden, verschiedeue Bothen an sie ab. Der hilflose Zustand ihrer Kinder, zweyer Mädchen und eines Knaben, wovon das älteste noch kaum vier Jahre zählte, der Schrecken und die Quaalen des Todes, welchen sie suchte, wurden ihr mit den stärksten und lebhaftesten Farben abgeschildert; allein, sie blieb bey allen Vorstellungen taub, bezeigte der Lady ihre Dankbarkeit, und ließ ihr wissen, daß sie nun keine Ursache habe, länger in der Wtlt zu bleiben, sondern nur ihre Kinder ihrem Schutze empfehle. Als man ihr hierauf die Marter des Verbrennens vorstellte, um sie dadurch abzuschrecken, hielt sie mit unglaublicher Gelassenheit einen Finger einige Zeit ins Feuer, nahm glüende Kohlen in die Hand, streute Weihrauch darauf und beräucherte die hierüber erstaunten Braminen. Man stellte ihr nun noch einmal das Schicksal ihrer hilflosen Weysen nachdrücklich vor; umsonst: sie empfahl sie dem Ewigen. Endlich sagte man ihr, man würde es nicht zugeben, daß sie sich verbrenne. Dieses schien sie anfangs in große Betrübniß zu versetzen; allein, sie faßte sich bald wieder, und sagte: Will man mir dieses verwehren, so will ich Hungers sterben. Man war also gezwungen, ihr nachzugeben.

Die Leiche ihres Gatten ward den folgenden Morgen früh hinunter an die Wasserseite gebracht. Um 10 Uhr folgte ihm die Wittwe, von den drey ersten Braminen, ihren Kindern, Eltern, Verwandten und einer ungeheuern Menge Volks begleitet. Die Erlaubniß zu ihrer Verbrennung von Houßbeyn Chan Fouzdaar von Morschadabed kam er erst nach 1 Uhr an, und ward von einem Offiziere des Soubah überbracht, welcher Befehl hatte, darauf zu sehen, daß sie sich freywillig verbrenne. Die Zwischenzeit, da man auf die Erlaubniß wartete, verstrich unter Gebethen mit den Braminen, und mit Baden im Ganges. Hierauf begab sie sich zu ihrer Mutter und andern weiblichen Verwandten, und verweilte bey ihnen eine halbe Stunde. Nun lösete sie ihre Armbänder und anders Geschmeide ab, und legte Alles zusammen in ein Tuch. Ihre Verwandten führten sie itzt an eine Ecke des Scheiterhaufens, auf welchem sich eine Laube befand, die nur auf einer Seite offen war. In dieser lag der Leichnam ihres Gatten. An der Ecke des Scheiterhaufens, wohin man sie begleitet hatte, zündete ein Bramine ein kleines Feuer an, bey welchem sie mit seinen Gefährten einige Minuten saß, indem ihr Einer derselben Laub von einem gewißen Baume, dessen Holz heilig ist, und, nebst anderm, zu dem Scheiterhaufen gebraucht wird, mit verschiedenen Dingen überreichte, die sie in das Feuer warf. Der Zweyte gab ihr anderes Laub, welches sie über der Flamme hielt, indem er

dreymal eine Materie, Ghee genannt, auf selbes warf, welche zerschmolz. Beyde sollten Sinnbilder ihrer nahen Auflösung durch Feuer seyn. Der Dritte las ihr indessen einige Stellen aus dem Authorrah Bhade, einem Buche der Braminen, vor, und that an sie einige Fragen, die sie mit heiterer Standhaftigkeit beantwortete.

Hierauf führte man sie dreymal mit großer Feyerlichkeit um den Scheiterhaufen, während die Braminen ihr vorlasen. Als sie zum dritten Male an das Feuer kam, stand sie still, zog die Ringe von ihren Zehen und Fingern, und legte sie zu ihrem übrigen Geschmeide. Dann nahm sie feyerlich und majestätisch von ihren Kindern, Eltern und Verwandten Abschied; und ein Bramine überreichte ihr nun eine große brinnende Lunte von Baumwolle, in Ghee getaucht, und führte sie zur Oeffnung der Laube, wo sich alle Braminen vor ihr niederwarfen. Sie segnete sie, und alle entfernten sich weinend. Itzt bestieg sie den Scheiterhaufen, und gieng in die Laube. Bey dem Eintritte verbeugte sie sich gegen die Leiche, und setzte sich zu deren Haupte. Ungefähr eine Minute lang blickte sie still und nachdenkend auf dieselbe nieder, und zündete dann die Laube an drey Stellen an; und als sie sah, daß der Wind das Feuer von ihr wegtrieb, so stand sie auf, zündete

auch

auch die andere Seite der Laube mit einer unbeschreiblichen Würde und Standhaftigkeit an, und setzte sich wieder an die vorige Stelle. Die Laube fiel auch bald brinnend über sie zusammen, so, daß man sie nicht mehr erblicken konnte.

# Ephraim Pratt. *)

Zu Schutesbury und Massachusetts lebt itzt ein Mann, Ephraim Pratt, der im November 1687 geboren, und Enkel eines Pratt ist, welcher im Jahre 1620 unter den allerersten Kolonisten nach Neu=England kam. Ephraim verheyrathete sich im 26sten Jahre, und erzeugte 6 Söhne und 2 Töchter. Vier Söhne leben noch, wovon der älteste 90, und der zweyte 80 Jahre alt ist. Man rechnet seine, in Nordamerika zerstreut lebende Nachkommen itzt auf 1,500. Er ward vor einigen Jahren von 4 Enkeln seiner Enkel besucht. Von diesen sind Einige verheyrathet, und haben schon Kinder, also von der 6ten Zeugung. Pratt lebte immer sehr mäßig von Milch und Brod, und aß seit 40 Jahren kein Fleisch; er trinkt Wasser, Dünnbier und Zider. Seit 60 Jahren schmeckte er weder Wein, noch Branntwein. Er war nie krank. und brauchte nie Arzney, noch Aderlassen. Itzt, in seinem 114ten Jahre, besucht er noch seine Nachbaren. Sein Gedächtniß ist ungeschwächt. Da er im 93sten Jahre Wittwer ward, so machte er nunmehr jungen Wittwen und Mädchen seine Aufwar=

*) S. Staatszeit. von Salzb. v. J. 1801. St. 250. S. 917.

wartung. Im 105ten Jahre gewann er auch wirklich ein 22jähriges Mädchen, und wurde damit verlobt und aufgebothen. Am Hochzeittage verließ ihn aber die wankelmüthige Schöne. Doch haben seine Zärtlichkeiten deßwegen noch nicht aufgehört.

---

Nieder-

## Niederländische
# Reinlichkeit. *)

Auf Nichts sehen die niederländischen Frauen mehr, als auf Reinlichkeit. Sie machen es sich zum unverletzlichen Gesetze, die Wohnzimmer, Küchen und Vorhäuser wöchentlich einige Male scheuern, die Fenster abspritzen, und alle Meublen vom Putzschranke bis zur Feuerzange reinigen, ja selbst die Straße vor dem Hause abwaschen und bürsten zu lassen. Zweymal des Jahres, nämlich im Frühjahre und Herbste, muß aber außerdem das ganze Haus von Unten bis Oben hinaus, ja, manches Stück, das niemals gebraucht wird, gewaschen und polirt werden. Jede ordentliche Handwerkers- oder Bauersfrau würde untröstlich seyn, wenn man sich nicht in ihrer Aschenschaufel so gut, als im hellesten Präsentirteller, spiegeln könnte. Besonders verwünschen die Weiber aus dieser Klasse den Winter, nicht der Kälte, sondern des schmutzigen Rauchs wegen, den er unvermeidlich macht; sie seufzen nach dem Frühlinge, nicht sowohl, weil er Rosen und Nachtigallen, sondern, weil er längere Tage und einen Ueberfluß von Wasser bringt, um das ganze Haus vom Grunde

*) S. Vergnügen u. Unterricht.

de aus recht nach Gefallen scheuern und fegen zu können. Indessen treiben doch die Niederländerinnen die Reinlichkeitssucht nicht mehr zu der lächerlichen Höhe, wie ehedem geschehen ist. In Nordholland, oder dem kleinen Striche von Waaterland, giebt es aber allerdings noch wahre Reinlichkeitssklaven. Hier pflegt die Hauserde und das ganze Vordergebäude ein Heiligthum zu seyn, dem man sich nicht eher nähert, als bey Hochzeiten und Leichenbegängnissen, wo es nicht wohl thunlich ist, durch die Hinterthüre ein- und auszugehen. Bey solchen Gelegenheiten wird ein Tritt vor die Hausthüre gesetzt, weil die Thürschwelle mit Fleiß so hoch gemacht ist, daß man sie ohne diese Vorkehrung nicht ersteigen kann. Der gewöhnliche Eingang aber ist die Hinterthüre, zu der ein mit Muscheln bestreuter Weg längs der Seite des Hauses führt. Vor dieser Thüre stehen reine Schuhe oder Pantoffeln, die Jeder, der ins Haus gehen will, anziehen muß. Als Kaiser Joseph in Holland, und neugierig war, das Innere eines Hauses in dem waaterländischen Dorfe Brök zu besehen, konnte er die Erlaubniß dazu nicht eher erhalten, bis er sich des Dorfes Sitte unterwarf, und die reinen Schuhe anzog. So ist es auch von einem Prediger dieses Dorfes bekannt, daß er sich die Liebe seiner Gemeinde, die einmal an die Pantoffelmethode gewöhnt ist, trotz aller angewandten Mühe, nicht eher erwerben konnte, als bis er sich bey Besteigung der Kanzel der reinen Pantoffeln, die am Fuße derselben

vor-

vorher immer vergebens auf ihn gewartet hatten, wie seine Vorgänger, bediente. — Die Küche ist zugleich das Wohnzimmer der Waaterländer, und giebt einen Vorgeschmack von der Reinlichkeit, welche in den eigentlichen Stuben herrschet. Alles ist darinn bunt angestrichen und polirt, der Fußboden aber mit Teppichen, oder aus Binsen geflochtenen Matten bedeckt. Um den Kamin wird ein leinen Tuch gelegt, damit die Männer, welche sich um solchen zu setzen pflegen, die eiserne, mit Bleystift geglätte Fußplatte nicht beschmutzen. Die Schlafstätten befinden sich, wie in dem größten Theile der niederländischen Bürgerhäuser, in den Wänden, sehen von Außen, wie Schränke, aus, und sind so hoch, daß man eines Trittes oder Stuhls bedarf, um hinein steigen zu können.

Die Paradebetten, wovon sich in jedem Hause eines befindet, gleichen einem geschmückten Altare, haben mit Brabanterspitzen garnirte Kissen, und kosten oft mehrere hundert Gulden. Uebrigens sind diese Betten durchgängig gesünder, obschon nicht so bequem, als die deutschen. Sie bestehen aus einer Matratze zur Unterlage, worüber ein leinen Bettuch gebreitet ist, einem Kopfkissen, einer wollenen und einer Kattundecke.

Alle Fußböden, Wände und Treppen des Hauses sind entweder mit Oelfarben angestrichen, oder

mit Porzellän und Marmor ausgelegt. Selbst die Stämme der Bäume, welche das Gebäude umgeben, die Küheständе, Mistgabeln und Eimer sind bemalt, zuweilen sogar vergoldet. Pfannen, Tiegel, Kessel und alles metallene Hausgeräthe muß spiegelblank seyn, und wehe Dem, der Etwas davon beschmutzt. Hätte Jemand das Unglück, aus Versehen auf den Fußteppich zu spucken, so wäre er in Gefahr, sogleich von der Frau zum Hause hinausgejagt zu werden. Sie haben besondere Spucknäpfchen, wovon sich gewöhnlich auf jedem Tische eines, auch wohl mehrere befinden. Es sind silberne, porzellänene, oder auch faianzene Töpfchen in der Größe einer Theekanne, mit einem weiten Bauche und engen Halse mit einem breiten Rande, die beym Gebrauche zur Hälfte mit Wasser angefüllt, und, wenn man sich ihrer bedient, vor den Mund gehalten werden.

Die Straßen in den Städten und Dörfern, die sich von den erstern durch Nichts, als durch den Umfang und die verschiedene Größe der Häuser unterscheiden, sind durchgängig mit vortrefflichem Pflaster versehen, das äußerst reinlich gehalten wird.

# Ein Dieb
## nach
## Grundsätzen, aus Menschenhaß. *)
### (Aus Kriminalakten.)

In einer nördlichen Provinz Deutschlands lebte ein wohlhabender Kirschner, der einige Gesellen unterhielt, und mit seinen, den Sommer hindurch vorräthig verfertigten Pelzwaaren im Herbste die Jahrmärkte kleiner Städte bezog. Dieser Handel wurde ihm verhältnißmäßig äußerst einträglich, weil er, da Jeder sich gerne für den Winter versorgt, die Nachfrage eines Jeden durch seinen Vorrath befriedigen konnte, eine beträchtliche Summe hierdurch auf einmal lösete, den Vorschuß, den er sich während des Sommers verschafft hatte, richtig abbezahlte, und noch immer einen Ueberschuß behielt.

Er hatte eben einige Märkte bezogen, und war so glücklich, daß er auf dem letzten, da er schon nach seinem Wohnorte zurückkehren wollte, beynahe seinen ganzen Vorrath absetzte. Es mag seyn, daß die Freude über diesen reichlichen Absatz, oder auch ein größeres Maß starken Getränkes, als er gewöhnlich genoß, ihn beym Abbrechen seiner Bude, und beym



*) S. Volkskalender v. J. 1802.

Einpacken der noch übrigen wenigen Waaren nachläßig machte; auch kann die Dunkelheit des Herbstabends das Ihrige dazu beygetragen haben. Kurz, er ließ auf eine Weise, die er selbst nicht zu bestimmen wußte, den Beutel mit allem gelösten Gelde auf der Straße, wo seine Bude gestanden hatte, liegen.

So erklärte er wenigstens in der Folge die Sache, deren er sich nicht deutlich bewußt war: denn er glaubte fest, das Geld mit den Waaren in eine Kiste gepackt zu haben. In dieser Ueberzeugung fuhr er noch denselben Abend ab, und kam den Tag darauf, ohne die Kiste zu öffnen, an seinem Wohnorte an, entdeckte aber erst den folgenden Morgen beym Auspacken den Verlurst. Er machte ihn nun sogleich durch öffentliche Blätter bekannt, eilte nach der Stadt zurück, und suchte von seinem Gelde Nachricht zu erhalten. Weil er aber fest glaubte, solches eingepackt zu haben, so schilderte er seinen Schaden nicht als Verlurst, sondern als Diebstahl. Ob dieser in der Stadt, während des Einpackens, in einigen Wirthshäusern, wo er bey der Rückreise einkehrte, oder wohl gar in seinem Hause, während der Nacht, da er die Kiste unausgepackt gelassen habe, geschehen sey, darüber wußte er nichts Bestimmtes anzugeben; schien aber das Letztere für das Wahrscheinlichste zu halten.

Diejenigen Leute, welche ihm einigen Vorschuß gegeben hatten, wurden nun mistrauisch: denn die Erzählung des Mannes, daß ihm das Geld vom Wagen aus einer wohlverschlossenen Kiste, die mit Stricken verschnüret war, ohne Verletzung des Schlosses, oder in seinem eignen Hause, entwendet worden wäre, da er doch bald wieder selbst versicherte, daß er für die Treue jedes seiner Hausgenossen haften wolle — diese Dinge machten die ganze Erzählung sehr unwahrscheinlich. Jeder glaubte daher vielmehr, er habe bey seinem Handel eingebüßt, und suche nun durch diese Erzählung einen Akkord mit seinen Gläubigern einzuleiten, die sich aber um so weniger dazu verstehen wollten, weil Viele der Zunftgenossen des unglücklichen Mannes, die seinen Unternehmungsgeist und seine Betriebsamkeit mit Neide beobachtet hatten, ihn überall verlästerten.

Er mußte also, um seine Gläubiger zu befriedigen, Alles verkaufen, aus Mangel an Vorschuß seine Gesellen abdanken, und konnte sein voriges Gewerbe nicht mehr fortsetzen. Bey seiner ehemaligen Einnahme mit Weib und Kind an manchen kleinen Luxus gewöhnt, war er itzt nicht mehr im Stande, ganz darauf Verzicht zu leisten, und seine eigne Arbeit reichte nicht zur Befriedigung seiner Bedürfniße hin. So vergiengen vier traurige Jahre; und der Mann sank mit den Seinigen zur größten Dürftigkeit herab.

Unerwartet bekam er itzt einen Brief von dem Stadtrichter des Ortes, wo er den Verlurst erlitten hatte. Dieser, ein junger, sehr rechtschaffener Mann, hatte sich damals viele Mühe gegeben, den Verlurst zu entdecken; und Freude über die unerwartete Spur, vielleicht auch jugendliche Wärme, die so oft mit Herzensgüte in Verbindung steht, veranlaßten den Richter, nicht bloß die Spur der Entdeckung anzuzeigen, sondern die ganze Sache so vorzustellen, als ob der Ersatz schon gewiß wäre. Der unglückliche Mann eilte voll Freude an den Ort hin, und erfuhr folgende Geschichte;

Ein Mädchen von fünfzehn Jahren kam nämlich zu dem Richter, und klagte über einen Fleischermeister, der es ihr gar nicht eingestehen wollte, daß er eine beträchtliche Geldsumme von ihr in Verwahrung erhalten habe. Sie hatte vor vier Jahren, den Tag nach dem Jahrmarkte, da sie bey Tages Anbruche Wasser schöpfen wollte, einen großen Beutel mit Geld auf der Straße liegend gefunden; und als sie ihn eben aufgehoben habe, habe der Fleischer seine Hausthüre aufgeschlossen, und sey solches gewahr geworden. Er habe ihr nun vorgestellt, daß man ihr das Geld, sobald es bekannt würde, abnehmen werde, sie aber dadurch, wenn sie schweigen wollte, für immer glücklich werden könnte. Sie sollte ihm daher das Geld in Verwahrung geben, er wolle väterlich für sie sorgen; nur müsse sie sich Nichts mer-

ken lassen, deßhalb auch nie öffentlich mit ihm reden, sondern, wenn sie Etwas von ihm haben wollte, nur ingeheim zu ihm kommen. Ueberhaupt habe er ihr, so versicherte das Mädchen, die Sache so reizend vorgestellt, daß sie gänzlich seinem Rathe gefolgt sey. Zuweilen, wenn sie in der Stille zu ihm gekommen, habe er ihr, weil ihre kindischen Wünsche klein gewesen, auch immer einige Groschen gegeben; sie aber auch immer ermahnt, nicht viel zu nehmen, sich auch nicht durch Kleidung, oder irgend einen Aufwand zu verrathen. Itzt, da sie einige Thaler gefordert, um sich zu kleiden, habe er ihr solche abgeschlagen. Und als sie darauf gedrungen, und ihm, ihn klagen zu wollen, erklärte, habe er mit einem Male die Sprache geändert, und sie gefragt: ob sie unsinnig sey, und was für Geld sie von ihm fordere, da er doch nie einen Häller von ihr erhalten habe, und von Nichts wisse.

Eben diese Sprache führte der Fleischer, als ihm die Angabe des Mädchens vorgelesen wurde. Er war itzt ein wohlhabender Mann, wo er doch vor vier Jahren in äußerst armseligen Umständen gewesen. Er, der dortmals kein Vieh einzukaufen im Stande war, konnte itzt nicht unbeträchtliche Summen dazu verwenden, und sein baufälliges Häuschen, bey dem vor vier Jahren die Bude des Kirschners, während des Jahrmarktes, stand, hatte er seit ein Paar Jahren neu erbaut. So viel Argwohn die-

ses auch immerhin einflößte, so entschuldigte er sich doch auf alle mögliche Weise, und unter Anderm auch damit, daß man ihm doch deßhalb kein Verbrechen aufbürden werde, weil die Vorsehung seinen Fleiß gesegnet habe.

Der Richter machte von dem Vorgange dem Kriminalgerichte eine Anzeige; und der Fleischer nahm den berühmtesten Advokaten der Hauptstadt zu seinem Rechtsfreunde.

Dieser setzte es sehr richtig auseinander: Daß der Kirschner selbst seinen erlittenen Schaden nicht als Verlurst, sondern als Diebstahl geschildert habe; daß es gar nicht wahrscheinlich sey, daß ein Mädchen von eilf Jahren bis zum fünfzehnten über eine solche Sache schweigen, und Niemanden zum Vertrauten machen würde; daß dieses Mädchen, bey ihrer Jugend, doch nicht als rechtskräftige Angeberinn betrachtet, und der Fleischer, als ein unbescholtener Mann, nicht auf diesen bloßen Verdacht in eine Kriminaluntersuchung gezogen werden könne.

Er brachte Zeugnisse von der itzigen schlechten Lebensart des Kirschners bey, bewies aus den Akten der Prozeße, die er vor vier Jahren mit seinen Gläubigern geführt hatte, daß diese schon die Angabe von seinem Verlurste bezweifelten, und brachte es hiedurch so weit, daß der Fleischer völlig losgesprochen wurde.

Der

Der Richter, zu dem der Kirschner seine Zuflucht nahm, gestand ihm selbst, daß er, nach seiner Privatmeynung, den Fleischer für einen Dieb halte, daß aber, den Gesetzen zufolge, die Sache nicht anders hätte verhandelt werden können. Der Kirschner konnte die Sache nicht fassen. Alle seine Hoffnungen, die ihm doch zum Theile der Richter selbst gemacht hatte, waren gescheitert. Er gerieth in die äußerste Wuth, und unter vielen Schmähungen sagte er dem Richter: „Alle Rechtschaffenheit sey Posse; wer auf einem ehrlichen und mühesamen Wege sein Glück suche, sey ein Thor, davon habe ihn die Obrigkeit überzeugt; auch er wolle itzt auf Nichts mehr achten — auch er wolle ein Dieb werden.“

Der Richter, ein menschenfreundlicher Mann, ließ ihn toben, sagte ihm, daß er ihn bedaure, und daß er ihm sein Schmähen und Wüthen, wofür er ihn zur Strafe ziehen könnte, in Rücksicht seines Unglücks verzeihe.

Der Kirschner, durch seine Wuth aufs Aeußerste gebracht, wurde mit dem Gedanken vertraut: daß man sein Glück, nur auf Kosten des Nächsten, suchen müsse; und da er an Tugend, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit verzweifelte, so überließ er sich den wildesten Ausschweifungen. Er war bis itzt in seiner Armuth ein guter Ehemann und Vater gewesen; aber wenn ihn nun itzt Weib und Kind um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse ansprachen, dann lautete die Antwort: „Borg, betrüg, stiehl!“

Bey der Wuth, die ihm im Innern tobte, bedurfte er itzt nur etwas wenigen starken Getränks, um sich zu berauschen; und in dieser Unbewußtheit seiner Selbst, in dieser Betäubung seines Gewissens, setzte er sich über alle bisherige gute Grundsätze hinweg. Er arbeitete nicht mehr; sondern suchte, wo er wußte und konnte, aufzuborgen. Wer Etwas wieder forderte, den fertigte er durch Läugnen, durch Hohngelächter ab.

Bald war auch diese Quelle erschöpft. Itzt legte er sich auf Betrügereyen; und da diese nicht mehr hinreichten, ward Diebstahl sein Hauptgeschäfft. Er wurde ertappt; durch das hartnäckigste Läugnen, durch Ausflüchte und Verdrehungen peinigte er selbst die Richter; bey Ermahnungen und Vorwürfen lachte er; er zeigte nur Reue darüber, daß er entdeckt sey, daß er es nicht so klug gemacht, wie der kluge Kerl, der Fleischer, der ihn um alles das Seinige gebracht habe, und doch für einen braven Mann gelte.

Das Schrecklichste aber war, daß er seinen Sohn in seiner Denkungsart erzog, so, daß dieser schon in seinem sechszehnten Jahre der berüchtigtste Dieb wurde. Bey der Menge von Diebstählen, selbst Einbrüchen, welche dieser verübte, konnte es nicht fehlen, daß er nicht am Ende entdeckt wurde. Aber keine Strafe wirkte auf ihn. Durch die Kunst, Schlößer und Riegel aufzumachen, hatte er auch gelernet, sich jeder Fesseln zu entledigen. Daher entkam er häufig dem

Ver=

Verhafte; und wenn er kaum einige Stunden auf diese Weise frey war, so wurde sein erster Gedanke ein neuer Diebstahl. Hierdurch brachte er es dann so weit, daß er zuletzt, in einem Alter von ungefähr zwanzig Jahren, mit schrecklichen und ungewöhnlichen Fesseln beladen, sein Leben in einem Gefängniße zu beschließen, verurtheilt wurde.

Und nun am Schluße dieser Erzählung die sehr einfache Frage, die jeden Menschen interessiren muß: Was wäre vielleicht aus dieser ganzen Familie, ohne diesen zufälligen Verlurst, geworden; und wer ist hier der größere Bösewicht? der Kirschner, den itzt sein Unglück aus Grundsätzen zum Bösewichte machte; oder der Fleischer, der doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Veranlassung zu allem Bösen wurde? Hätte Letzterer als rechtschaffener Mann gleich das gefundene Eigenthum zurückgegeben, so wäre vielleicht der Kirschner, der an einem einmal gefaßten Grundsatze mit solcher Festigkeit hieng, eben so fest und unerschüttert für Tugend und Rechtschaffenheit wirksam geworden.

Ludwig

# Ludwig und seine Familie im Tempel. *)

In der Mitte des so genannten Tempels, der Bastille der Robespierrischen Regierung und dem nunmehrigen Gefängniße der Hochverräther an der Majestät und Freyheit des französischen Volkes, nahe an dem Schlosse des vor der Revolution hier wohnenden Großpriors der fränkischen Zunge des Maltheserordens, steht ein großer, viereckigter Thurm, umgeben von vier andern in runder Form. Alle fünf Thürme laufen als spitzige Kegel aus, und geben, aus der Ferne gesehen, dem Ganzen den Anblick einer gothischen Kirche, einer Zitadelle, die schwarz und drohend über Paris schwebt. Man sieht den Tempel nur allein von einer Entfernung in Paris: denn die sehr hohen Mauern hindern jeden Ueberblick des Ganzen, außer von einem der Thürme selbst.

In dem mittelsten viereckigten Thurme, der für einen der solidesten in ganz Frankreich gehalten wird, war Ludwig mit seiner Familie eingekerkert. Der Thurm ward ganz von den Nebengebäuden isolirt, ein Graben darum gezogen, und mit einem Gärtchen

*) S. Neues Paris, die Pariser und die Gärten von Versailles. Altona 1801.

chen rings um denselben durch eine hohe Mauer verschlossen. Die Fenster wurden mit starken eisernen Stäben und Läden versehen; nur in einer mäßigen Oeffnung fiel das Licht von Oben in die Zimmer. Den ersten Stock nahm die Küche, und den zweyten die Wache ein; die dritte Hauptetage wurde für den König eingerichtet. Es war nur ein großer Saal, den man in vier Piezen abtheilte, in einen Speisesaal, ein Schlafzimmer, das gelb angestrichen war, und in ein drittes Zimmer für den Bedienten. In der Folge ward in einem kleinen Vorsprunge in der Forme eines Thürmchens für Ludwig ein Kabinet zubereitet, in dem er sich mit seiner Lieblingsarbeit, Schlößer zu schmieden, die Nachmittage vertrieb. Die vierte Etage nahmen die Königinn, Ludwigs Schwester, und die beyden Kinder ein. Auch ihnen waren vier Zimmer eingerichtet, aber weniger bequem, als die in der Hauptetage des Königs.

Das Schlafzimmer war auch Ludwigs Wohnzimmer, und sein vorzüglichster Aufenthalt, wenn er nicht im Kabinete des Nebenthurms arbeitete. Zwey Munizipalitätsbeamte blieben beständig um ihn, und er unterhielt sich mit ihnen, so viel sie ihm Gehör gaben: denn allerdings war es damals gefährlich, dem Könige zu viele Aufmerksamkeit und Theilnahme an seinem Schicksale zu verrathen. — Ludwig stand um 6 Uhr gemeinhin auf, dann kam sein alter, treuer Kammerdiener, zog ihn an, und

theils

theils sitzend, theils auf- und abgehend las er Reisebeschreibungen, oder Uebersetzungen aus dem Lateinischen. Von römischer Litteratur war er ein großer Freund; er unterrichtete selbst seinen Sohn in lateinischer Sprache und Geographie. Um 9 Uhr waren die Königinn und die Prinzeßinn mit ihrer Toilette fertig, und giengen mit den Kindern in den Eßsaal hinab. Ludwig aß vor dem Mittagstische Nichts; er gieng aber umher, tröstete seine Schwester, die noch immer ihren Mismuth nicht verbergen konnte, und sprach seiner Gemahlinn Trost zu, die aber mit vielem Muthe und scheinbarer Kälte ihre Lage trug. Nach dem Dejeune unterrichtete er einige Stunden den kleinen Prinzen in den genannten Gegenständen; die Fürstinnen beschäfftigten sich mit der Prinzeßinn. Die Mutter suchte durch Verstandesübungen und Aufgaben ihre Denkkraft und ihr Gedächtniß zu entwickeln; die Tante nahm den Unterricht im Zeichnen über sich. Von 12 bis 1 Uhr, wenn die Wache wechselte, durfte die Familie in dem Garten frische Luft schöpfen. Der König spielte vorzüglich mit den Kleinen, die Frauen giengen umher, und da sie dann auch von der Gesellschaft der Kinder befreyt waren, verloren sie sich in eine lebhafte Unterhaltung. Die Munizipalbeamten ließen sie jedoch nicht aus den Augen. Nach einer Stunde kehrte man zurück, gieng zu Tische, und die Familie blieb im Eßsaale beysammen. Man las, unterhielt sich, gab den Kindern Räthsel auf. Kurz, in der Art, wie

der

der König sein Schicksal ertrug, zeigte er, daß das Schicksal seine Bestimmung verkannt habe.

Ein rechtlicher Bürger, ein wackerer Hausvater, sollte er durch mäßigen Erwerb eine kleine Familie erhalten, und in ihrem Schooße als braver, schlichter Mann die Belohnung finden, deren er so würdig war. Seine heißesten Wünsche umfaßten nicht Mehr; er sehnte sich, nach den vielen gewaltsachen Stürmen, die ihn unbewaffnet überfallen, und daher um so heftiger erschüttert hatten, auch nur nach beschiedener, ungestörter Häuslichkeit des Privatlebens. Die Prinzeßinn soll mit tiefer Rührung noch lange nachher gestanden haben, daß sie hier ihre unvergeßlichste Augenblicke fand, und ihr mußte das Andenken ihrer Eltern um so heiliger seyn, und ihr Schicksal um so unerhörter scheinen, da sie Beyde nur von der liebenswürdigsten Seite und in der rührendsten Lage kennen lernte. Ueber ihre eigne Zukunft hieng noch ein dichter Schleyer; und sie entfaltete sich unter Liebe, Schmerzen, Kummer und Besorgniß, bis das Schicksal ihre Eltern dahin riß. — Man trennte sich oft spät, oft gar nicht, wenn nicht der König sich in sein Kabinet begab, um sich durch seine Lieblingsarbeit zu zerstreuen. Wie theuer hat er aber nicht diese unschuldige Neigung büßen müssen! Die Höflinge ruheten nicht eher, bis sie die Neigung zur Leidenschaft erhitzt hatten, und ihr ward König und Königreich geopfert. Ludwig hat-

te durchaus Abneigung gegen alle so genannte große Inklinationen. Der Hof suchte ihm von allen Seiten vergebens anzukommen. Aber umsonst schlug man ihm Wettrennen vor; vergebens wurden die Schönheiten seiner Zeit ihm vorgeführt: er blieb ordentlich, er aß stark, aber nicht unmäßig, und trank nur wenig. Allein, er fand Vergnügen an Arbeiten im Feuer; und, von Natur zur Vollblütigkeit geneigt, erhitzte er sich bey diesen Arbeiten zu stark. Die Aerzte riethen ihm, bey seinen Arbeiten zu trinken, Wasser wurde mit Wein vermischt, erst schwächer, dann stärker, endlich setzte man ihm die stärksten Weine rein vor — ließ ihn dann unterschreiben, oder seine Unterschriften zu den heilsamsten Maßregeln, den heiligsten Verträgen, durch andere widerrufen. So ward der gute Ludwig ein Spielzeug der Großen, und die Revolution durch schreyende Inkonsequenzen herbeygeführt. Der König, betrogen, verrathen, warf sich seinen Mördern in die Arme, um seinen Verräthern zu entfliehen. — Um 9 Uhr ward soupirt. Gleich nach dem Abendessen nahm der König von Allen Abschied, und gieng in sein Schlafgemach, das von den Munizipalbeamten verschlossen wurde. Nur durch sieben eiserne Thüren gelangte man zu ihm. Er las im Bette noch eine Seite in einem römischen Autor. Livius, Tacitus, Seneka und die Dichter der klassischen Zeit waren seine Lieblingslektüre. Während 5 Monaten hatte er überhaupt 257 Bücher durchgelesen.

Der

Der Augenblick seines Todes rückte immer näher. Sein Urtheil war gesprochen; aber seine Familie sowohl, als sein Diener, trösteten ihn mit der Hoffnung der Gnade, der Rettung und einer entscheidenden Wendung seines Schicksals. Immer noch verwies man ihn auf die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes, der er selbst zuviel zutraute. Ward er auch nicht immer von ihm vergöttert? glaubte er sich nicht durch Liebe zum Anspruche auf die Liebe der Nation berechtigt? Und doch ahnete er sein Schicksal, und führte oft den englischen König zum Beyspiele an, wenn man ihn von der Unmöglichkeit überzeugen wollte. Doch soll er wirklich gehofft haben. Er kämpfte zwischen der Aussicht auf Rettung und seiner innern Ueberzeugung des nahen Todes. Die Gegenstände um ihn wurden trüber und düsterer, die schwarze Gewißheit malte sich im Trotze, im Schrecken, in unterdrückter Angst auf den Gesichtern Derer, die ihn umgaben. Sein Beichtvater richtete seinen Blick auf den Himmel; Ludwig war fromm, gefaßt, empfieng sein Urtheil unerschrocken. Aber als der Wagen ihn zum Blutgerüste abholte, er in den Eßsaal trat, die theuern Gefährten seines Unglücks sich mit zerreißendem Schmerzen, mit stiller Verzweiflung an ihn hiengen — da soll die Liebe zum Leben ihn von Neuem umfaßt, seine Seele sich nach Rettung gesehnt, und er die Hoffnung nach ihr fester gefaßt haben. Er sah sein Volk wieder; er, der so oft mit Triumph und Jubel em-

pfangen wurde, wenn er aus Versailles einmal seine gute Pariser besuchte; der sich diesen guten Parisern anvertraut hatte, fuhr nun in schwarzer Sünderkutsche durch selbes hin, und „Tod! Tod!" verkündigten ihm die schweigenden Reihen. „Keine Rettung!" sprachen die starren, auf ihn gerichteten Augen. — Er ward unruhiger. Da stund das Blutgerüste; armselig, schien es nur eine armselige Beute zu erwarten; aber über ihm, auf das Fußgestell, das des Anherrn stolzes Bild trug, hatte sich die Göttinn des schwarzen Verhängnißes niedergesetzt, und hielt in der Hand die Weltkugel, die sie spielend vor sich hinschleuderte, den furchtbaren Speer in der Rechten, der die alten, durch Geschlechterreihen tief gegründeten Ordnungen zusammenstürzte. Die Nationalgarden schloßen den Kreis, der König betrat das Schaffot, der Henker faßte seine Hand — itzt ergriff ihn Hoffnungslosigkeit und Tod allmählig. Er wandte sich zu seinem Volke, um die Stimme des Mitleids anzuflehen. — Da wirbelten die Trommeln, auf Befehl des Generals Santerre. „Ich bin verloren!" waren seine letzten Worte. Sein Haupt ward den guten Bürgern von Paris gezeigt, sie schwenkten die Hüte, und jauchzten in Wuth, Verzweiflung und Furcht vor ihren Tyrannen.

Unendlicher Schmerz, und das Gefühl der Rettungslosigkeit nagten von dieser Zeit an am Herzen der Königinn. Sie hatte auch den Trost

nicht,

nicht, vom Volke heimlich bedauert zu werden. Sie wurde enger eingesperrt, gemeiner, und der verworfensten Verbrecherinn gleich gehalten. Schwach, abgezehrt, schmutzig fuhr sie auf einem Karren zum Blutgerüste. Ihre Hinrichtung machte keine Sensation; ihr Heroismus fiel nicht einmal auf: Paris war schon in tiefe Knechtschaft seiner dortmaligen Dämagogen versunken, und Marie Antoinette vergessen.

# Don Juan. *)

Don Juan lebte auf einem einsamen Schloße, nicht weit von der Stadt Estermos, auf dem Wege von Lissabon nach Bajadoz, in einem fürchterlich wilden Thale. Er stund in dem Verdachte, seine leibliche Schwester geschändet, und sie deßhalb vergiftet zu haben. Dieser empörende Verdacht hatte so viel für sich, und war so allgemein, daß Niemand mehr von ihm Wohlthateu annahm, oder Hilfe bey ihm suchte, ungeachtet er drey Viertheile seiner Einkünfte der leidenden Menschheit widmete. Nur eine einzige menschliche Seele kam noch in seiner Einsamkeit zu ihm. Es war ein Mann, der sich bemühte, Don Juans Wohlthaten zu verbreiten.

Als das Gerücht von seiner Blutschande und seinem Morde immer lauter und stärker wurde, zog es endlich die Aufmerksamkeit der Gerechtigkeit auf sich. Es wurden Kommissäre zur Untersuchung ernannt. Der angebliche Verbrecher stellte sich freywillig, und beantwortete alle Fragen. Aus seinen und der Zeugen Aussagen erhellte: er sey von Kindheit an in der Familie eines reichen Lissaboner Kaufmanns,

*) S. Musarion rc. v. J. 1799. Heft 4.

*)(* *)(

manns, welcher nach Brasilien handelte, erzogen, und von diesem, dessen natürlicher Sohn er seyn sollte, an Kindes Statt angenommen worden. Die Zeugen schienen ferner zu bestättigen: der Angeklagte habe mit der einzigen Tochter des Kaufmanns, Dona Josepha, in der innigsten Vertraulichkeit gelebt; sie sey aber gesegneten Leibes, und an den Folgen einer aus Don Juans Händen empfangenen Arzney plötzlich gestorben. Ferner waren es Thatsachen, daß Josephens Mutter ihre Tochter nur einige Tage überlebt, und daß ihr Vater sich aus dem Gewühle der Menschen in die Einsamkeit zurückgezogen habe, nachdem er vorher sein ganzes Vermögen dem angeblichen Vergifter geschenkt hatte.

Dieser letztere Umstand machte die Sache äußerst dunkel. So stark auch der Verdacht gegen den Don Juan war, so schien er doch mit dem Schritte und der Freygebigkeit seines vermeyntlichen Vaters im Widerspruche zu stehen. Die Richter glaubten also, bey dieser Lage der Sache, zur Tortur schreiten zu müssen!

Während der Zubereitungen hiezu, erklärte Don Juan, ohne bey dem Anblicke der marternden Werkzeuge in Schrecken zu gerathen, seinen Richtern: sie möchten sich dieses Mittel ersparen, da er ihnen über wichtige Punkte selbst alle Aufklärung geben würde; aber Mehr könnten sie mit allen Martern der Welt von ihm nicht erfahren.

Ich bin, sagte er, weder der Sohn des Kaufmanns, welcher mich erzogen, noch Josephens Bruder, sondern ihr Ehegatte. Mein Vater war ein reicher Kaufmann in Brasilien, und vertraute meine Erziehung, von Kindheit an, seinem Korrespondenten. Letzterer legte mir aus Gründen, die mir nicht unbekannt sind, seinen Namen bey. Er machte mich glauben: ich sey ein verweyseter Sohn Eines seiner Verwandten, welcher ihm Wohlthaten erwiesen habe. Daher konnte ich Dona Josepha nie für meine Schwester halten. Ich liebte sie, sie mich. Unser täglicher inniger Umgang verleitete uns zu dem bewußten Schritte. Josepha wurde krank. Ihre Eltern nicht zu beunruhigen, bath sie mich, ich möchte die Arzney bey dem Apothecker für mich selbst verlangen. Ich war gegenwärtig, als derselbe solche zubereitete. Ich sah Alles, was dazu genommen wurde. Die Richter fragten ihn nun: ob er bejahen könnte, daß Josepha nicht vergiftet worden sey.

Bey dieser Frage brach er in Thränen aus, und sagte: er könne zu seinem unaustilgbaren Schmerzen diese Frage nicht bejahen.

War das Gift in der Arzney enthalten? fragten die Richter weiter.

Don Juan bejahte diese Frage.

Schreiben Sie dem Apothecker dieses Verbrechen zu, oder haben Sie es sich selbst beyzumessen? hieß es hierauf.

Der Apotheker und ich sind unschuldig, versetzte er.

Hat vielleicht Dona Josepha aus Scham, ohne ihr Wissen, das Gift beygemischt, und sich selbst gemordet? fuhren die Richter fort.

Don Juan schauderte vor dem Gedanken zurück, und rief den Himmel zum Zeugen der Unschuld dieser Unglücklichen an.

Voll Verlegenheit ließen nun die Richter den Angeklagten abtreten, um sich mit einander zu besprechen; und man ward einig: es sey nun nur noch Eine, freylich empörende, aber unvermeidliche, Frage übrig.

Schreiben Sie also, sagte Einer der Richter, als er wieder vorgerufen ward, dem Vater, oder der Mutter diese schreckliche That zu?

Nein, erwiederte der Angeklagte, mit dem festesten Tone. Ein solches abscheuliche Vorhaben ist ihnen nie in den Sinn gekommen. Ich wäre ein Unmensch, wenn ich es diesen zuschreiben wollte.

„Wer ist dann also der Verbrecher? Kennen Sie ihn nicht?"

Ja, ich kenne ihn; aber keine Marter soll mir den Namen entreißen. Mein Leben steht in Ihren

Händen. Machen Sie darmit, was Sie wollen. Ich kann unter keinen schrecklicheren Quaalen sterben, als ich schon im Leben erduldet habe.

Bey diesen Worten ward der unglückliche junge Mann ergriffen. Man rief einen Arzt, und gab das Zeichen zum Anfange der Tortur. Juan wurdea uf die Folter gespannt. Gesicht und Brust bedeckten sich augenblicklich mit großen Schweißtropfen; aber die schrecklichsten Schmerzen preßten ihm keinen Seufzer aus. Der Unmensch, welcher die Marter dirigirte, erklärte, man könne sie noch erhöhen, denn der Puls des Inquisiten sey noch nicht verändert, oder geschwächt.

Schon machten die Henker zum zweyten Grade Anstalt, als ein verkappter Mann ins Zimmer stürzte, und den Richtern zurief, einzuhalten. Die Henker ließen die Maschine nach. Die Glieder und Gelenke gaben sich mit ihrer natürlichen Elastizität wieder zusammen. Juan, von seinen schrecklichen Leiden erschöpft, fiel ihn Ohnmacht. Bey diesem Anblicke rief der Vermummte mit fürchterlicher Stimme: Unglückliche, was habt Ihr gemacht! Sparet Eure Martern für den Schuldigen auf. Zitteret, denn Ihr habt Eure grausame Hände in unschuldiges Blut getaucht!

Bey diesen Worten schlug er die breite Kappe, die ihm tief ins Gesicht hieng, zurück, und rief: Sehet hier zu Euern Füßen Josephens Vater — Josephens Mörder!

Alles

Alles bebte bey diesem Geständniße; die Richter saßen stumm und außer aller Fassung da. Selbst die Henkersknechte sahen den wahren Mörder mit Abscheue an.

Wenn Ihr mein Geständniß annehmen wollet, fuhr er fort, so habt Ihr keine Tortur nöthig; wo nicht, so nehmet mich hin, Ihr werdet sie dann vielleicht zum ersten Male nicht ungerecht anwenden.

Man befahl ihm, weiter zu reden.

Der Unglückliche, den ihr hier besinnungslos liegen sehet, ist der Sohn eines vortrefflichen Vaters, welcher ehemals Einer meiner besten Freunde war. Als er, um sein Glück zu machen, nach Brasilien gieng, vertraute er mir sein Kind, das damals noch in der Wiege lag, an. Nach zwanzig, in Brasilien den Geschäfften gewiedmeten Jahren sandte er seinem Sohne ansehnliche Kapitalien. Zerrüttung in meinen Geschäfften und eine abscheuliche Habsucht entzündeten in mir das Verlangen, mich dieses mir anvertrauten Gutes zu bemächtigen. Ich entdeckte mein Vorhaben meiner unglücklichen Gattinn, die der Ewige aber schon vor seinen Richterstuhl gerufen hat. Sie widerstand lange meinen dringenden Bitten. Indessen sah ich täglich meinen Kredit mehr sinken. Ich war am Rande des Elendes. Es blieb mir nur noch jenes ehrlose Mittel gegen einen unvermeidlichen Ruin übrig.

Ueberredungen, Drohungen, Schilderungen des Unglücks, das uns erwartete, besiegten endlich den Widerstand meiner Gattinn.

Wir beschloßen, das Kind meines Freundes, als den Sohn eines unsrer entfernten Verwandten, zu adoptiren. Ich unterhielt unter seinem Namen mit seinem Vater einen ununterbrochenen Briefwechsel, und sah mich durch die aus Brasilien von Zeit zu Zeit ankommenden Wechsel in den Stand gesetzt, mein Hauswesen mit einem ungeheuern Aufwande fortzuführen.

Endlich starb Don Juans Vater, und legirte mir, im Falle er ohne Leibeserben wäre, sein ganzes Vermögen. Ich war itzt mit dem Verbrechen schon bekannt, daß mein Herz gar keine Einwürfe mehr gegen die Versuchungen machte, zu welchen mich die Testamentsklausel verleitete. Während ich aber darauf sann, den rechtmäßigen Erben aus dem Wege zu räumen, kam ein Sachwalter seines Vaters zu Lissabon an. Dieser wußte um unsre Korrespondenz. Seine Ankunft machte es nothwendig, dem Don Juan seinen Stand und seine Glücksumstände zu entdecken.

Aus Furcht vor dem beschämenden Geständniße auf der einen Seite, und auf der andern von der Habsucht gereizt, brachte ich meine Gattinn dahin, meinen Plan einzugehen. Wir vergifteten eine Arzney, weil wir glaubten, sie gehöre für Don Juan.

Der

Der Himmel rächte aber dieses Vorhaben. Unsre einzige Tochter nahm den vergifteten Trank. Wir sahen sie mit dem Tode ringen, voll Verzweiflung über einen doppelten Mord an Mutter und Kind. Die Natur sprach indessen doch in Josephens Herzen für uns. Sie suchte uns zu trösten; sie verzieh uns. Als wir in diesen schrecklichen Augenblicken Don Juan unsre Schandthat bekannten, bath ihn unsre sterbende Tochter um Mitleid für uns. Er mußte ihr versprechen, ihre Eltern nie durch Entdeckung dieser Geschichte den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Gott, er hat nur zu getreu sein Wort gehalten, und stirbt als ein Opfer seines Versprechens und seiner Liebe! Eure unmenschliche Tortur hat ihm das Leben geraubt.

Kaum hatte er seine Reden geendigt, so hörte man Don Juan wieder zum ersten aber auch zum letzten Male seufzen. Der Himmel hatte Erbarmen mit den Leiden des Unschuldigen, und kürzte seinen Todeskampf ab.

Starr und dumpf betrachtete Josephens Vater das letzte Todeszücken des unglücklichen Juan. Die Richter befahlen, ihn zu fesseln. Da stieß er sich, unter Verwünschungen, einen Dolch in die Brust. Sein Blut ergoß sich stromweise aus der Wunde. Er stürzte todt auf Juans Leiche.

---

Heinrich

# Heinrich Ferdinand Buri. *)

Heinrich Ferdinand Buri aus Leipzig verrieth, schon von seiner frühen Jugend auf, ein leichtsinniges und leidenschäftliches Herz. Besonders aber zeigte er schon frühzeitig einen unwiderstehlichen Hang nach Gelde, in dessen Besitze er allein glücklich zu seyn glaubte. Kein Wunder, daß er im Jahre 1796 einem Leipziger Studenten eine Taschenuhr mit 5 Reichsthalern Geld stahl, welch Beydes er aber zurückgeben mußte; und bald darauf seinem Lehrherrn und Vetter, dem Uhrmacher Schippler, in Querfurt, 3 Unterhemden entwendete und verkaufte. Aus einem Diebe wurde Buri endlich auch ein Mörder. Während der Ostermesse 1799 gieng er nach Leipzig, um seinen Vetter, den Studiosus Kluge, zu besuchen, der mit seiner Mutter auf dem Paulinum eine Freystube bewohnte, und ihm bey seinem Besuche eine Taschenuhr und einiges Geld zeigte. Buri's Entschluß war gefaßt. Den 1sten May gieng er zu seiner Muhme, deren Sohn abwesend war, nahm einen an der Treppe liegenden Stein, und wickelte ihn ins Schnupftuch. Lange hoffte er vergebens, seine Muhme möchte sich aus der Stube entfernen, damit er

*) Aus öffentlichen authentischen Nachrichten.

er um desto ungestörter seinen Diebstahl vollbringen könnte. Endlich bath er sie, ihm Licht anzuzünden, weil er einen Brief zu siegeln habe. Nun nahm er den verborgenen Stein, schlug sie mit demselben mehrmalen auf den Kopf und die Brust, und stieß sie vor den Ofen, bis kein Zeichen des Lebens mehr da war. Mit einer silbernen Taschenuhr und einem Beutel von 71 Speziesthalern, gieng er fort, verbarg Beydes, und blieb noch selbige Nacht bey seinem Vetter, der in ein anderes Haus gezogen war, ohne Verdacht. Als er nach Querfurt zurückgekommen war, bezahlte er von dem Gelde seine Schulden, legte das übrige, nebst der Uhr, in eine mit schwarzem Papiere umwundene Schachtel in einen Ofen bey dem gegen über wohnenden Gärtner. Bey der von der Universität zu Leipzig in den Zeitungen bekannt gemachten Anzeige der Ermordung seiner Muhme blieb er kalt; bedauerte jedoch ihr trauriges Schicksal. Ob sich gleich einiger Verdacht gegen ihn zu regen anfieng, so fand sich doch bey genauerer Untersuchung keine Spur von Diebstahl, oder Mord. Zu mehrerer Sicherheit wurde er jedoch verhaftet; und entdeckte endlich selbst den 10ten May des Morgens dem Vizemarktmeister, der durch eine geäußerte Bangigkeit, und durch die Nachricht, daß er seit seiner Rückkunft verschiedene Geldausgaben gemacht habe, aufmerksamer auf ihn geworden war, sein Verbrechen mit den Worten: Mein Gott, ich will es nun gestehen, ich habe die Uhr genom-

nommen, außerdem noch 100 Reichsthaler gestohlen, und auch meine Muhme ermordet.

Bey seinem Verhöre führte er zu seiner Entschuldigung an, daß nur Jugend und Armuth ihn zu einem so abscheulichen Verbrechen verleitet haben. Mit Gleichgiltigkeit hörte er das von der Universität zu Wittenberg über ihn gefällte, und von der Juristenfakultät zu Leipzig bestättigte Urtheil an: daß er mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht, und so bestraft werden soll. Doch wurde dieses Urtheil von dem Kurfürsten dahin abgeändert, daß er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet, auch sein Körper nicht auf das Rad geflochten werden sollte.

Und diese Strafe wurde auch den 25sten Julius 1800 auf dem Markte zu Querfurt vollzogen.

# Anton Raphael Mengs *)

Antons Raphaels Mengs Vater war Ismael Mengs, ebenfalls ein Maler, aus Kopenhagen. Die Pest, welche dort zu Anfange des 18ten Jahrhunderts wüthete, ließ ihn von 23 Geschwistern allein am Leben. Er verließ seine Vaterstadt, und gieng nach Dresden, wohin ihn der Ruf des Königs August II. zog. Er hatte von frühen Jahren an die Malerey getrieben, und exzellirte besonders in der Emailmalerey. Von Karakter war er ein sonderbarer Mann, melancholisch, eigensinnig, wenig redend. Sein vorzügliches Vergnügen war, die Querflöte zu blasen, und gutes Bier zu trinken. Im Jahre 1728 den 20sten März gebahr ihm seine Frau den Anton Raphael, außer diesem hatte er noch drey Kinder. Diese vier Kinder hielt er, sobald sie nur eine Reißfeder zu halten im Stande waren, mit rauher Strenge zum Zeichnen an. In einem abgelegenen Theile Dresdens bewohnte er ein Haus, das die Kinder nur zuweilen des Abends verlassen durften, um

*) S. Biographie des Ritters Anton Raphael Mengs. Mit einem Verzeichniße seiner von ihm verfertigten Gemälde. Aus dem Italiänischen.

um mit ihrem Vater frische Luft zu schöpfen. Der älteste Knabe, Anton Moriz, fand diese Lebensart unerträglich; er entlief nach Böhmen, wurde katholisch, und studierte, so viel ihm seine Armuth erlaubte. Der Vater that keinen Schritt, um ihn wieder zu bekommen, sondern vertheilte die Dosis von Schlägen, die sonst der Entwichene bekommen hätte, unter die drey übrigen Kinder. Der wenig redende Vater lehrte sie zeichnen, und von der geschwätzigen Magd lernten sie, da die Mutter gestorben war, lesen.

Im Jahre 1741 entschloß sich Ismael Mengs, mit seiner ganzen Familie nach Rom zu gehen, vorzüglich um Raphaels von Urbino Werke zu studieren. August III., der damals in Sachsen regierte, gab ihm, den schon August II. zum Hofmaler ernannt hatte, die Erlaubniß dazu. Drey Jahre blieb er in Rom; und der Knabe mußte beständig, nach Raphael zeichnen, das Antike kopiren, oder im Zimmer des berühmten Malers Benefiale studieren. Die Mädchen malten Miniatur daheim unter der Aufsicht des Vaters.

Im Jahre 1744 giengen sie zurück nach Dresden, mit Kenntnissen bereichert. Der Vater fieng seine alte Lebensart wieder an, und sperrte sich mit seinen Kindern in das abgelegene Haus ein. Der König und die Stadt erfuhren nicht einmal, daß

Ismael

Ismael Mengs Familie hatte. Dieß wurde indessen bald anders. Mengs kam von ungefähr in das Haus des Herrn von Sylvester, eines Parisers, und damaligen ersten Malers des Königs, bey welchem alle Abende die ersten Personen vom Hofe, und die fremden Minister zusammen kamen, und sich theils mit den Arbeiten dieses wackern Künstlers, theils mit dem Talente seiner Tochter, die sehr schön italiänisch sang, unterhalten ließen. In diese Abendgesellschaft kam auch Dominiko Annibali aus Macerata, königlicher Kammervirtuos, ein zierlicher Sänger und gebildeter junger Mann. Diese Eigenschaften machten ihn überall beliebt, und er herrschte mit dem berühmten Johann Adolph Hasse auf dem italienischen Theater in Dresden. Annibals Kunst drang mehr, als irgend etwas Anders, in das Herz des sonst undurchdringlichen Mengs, der ihn schon oft auf dem Theater gehört hatte. Annibal mußte in Rom, gewiß aber nicht in Dresden, vernommen haben, daß Mengs drey Kinder habe, die bewundernswürdig malten, und hatte es dem Pater Querini, seinem Freunde, entdeckt. Er sang eines Abends in dem Hause Sylvesters eine pathetische Arie, wobey Mengs zugegen war, und die allgemein gefiel. Diese Arie machte auf den alten Mengs so gewaltigen Eindruck, daß er zum ersten Male den Mund öffnete, und in seiner barschen Manier den Sänger bath, sie zu wiederholen. Von Herzen gern, versetzte der schlaue Annibal; aber Sie werden mir zur Vergel-

tung erlauben, morgen zu Ihnen zu kommen, und mir Ihre unbekannte, aber brave Familie zeigen. Die ganze Gesellschaft lachte hierüber. Mengs gerieth in Verwirrung, rieb sich die Stirne, und antwortete: Singen Sie itzt gut, und morgen erwarte ich Sie. Aber kommen Sie allein; ich verlange Niemanden von diesem galonirten Pöbel. Annibal sang, und Mengs weinte vor Rührung. Wie die Arie zu Ende war, gieng er, ganz in sich vertieft, weg, ohne Jemanden zu grüßen. Von diesem Augenblicke an konnte der sonst wilde Mengs dem Annibal nicht mehr widerstehen, der nun Alles über ihn vermochte. Dieser gieng nun den andern Morgen zu Mengs, und nach großen, aber stummen Komplimenten von der einen und der andern Seite, erblickte er im ersten Zimmer etliche Strohsessel und einen unbedeckten Tisch, auf welchem eine Tobackspfeife, Thee, eine offene Bibel, ein Krug Bier, ein Ochsenziemer, nebst zwey ledernen Peitschen von verschiedener Erfindung sich befanden. Im zweyten Zimmer sah er zwey schlecht gekleidete Mädchen, die an einem kleinen Tische sassen und Miniatur malten, an einem andern Tischchen einen Knaben, von ungefähr 16 Jahren, mit langen, über die Schulter hangenden Haaren, der ebenfalls malte. Keines von diesen Kindern unterstund sich, die Augen in die Höhe zu richten, um zu sehen, wer wider die Gewohnheit ins Zimmer gekommen sey, und das ewige Stillschweigen unterbreche. Der Fremde grüßte, aber Niemand dankte ihm,

ihm, bis der Vater es erlaubt hatte. Annibal sah an der Wand verschiedene, sehr schöne Pastellmalereyen aufgehängt, unter andern zwey Portraite voll Leben, deren eines den Vater, das andere den Knaben, wie er arbeitet, vorstellte. Vom Vater vernahm er, daß es Arbeiten des Knaben wären. Voll Verwunderung fragte er nun Letzteren gleichsam im Scherze, ob er das Herz hätte, von ihm auch ein Portrait in diesem Geschmacke zu verfertigen. Der Knabe sah ihm recht steif ins Gesicht, und antwortete, daß er es wohl machen würde, wenn der Vater es ihm befehle. Ja, ich will es, sagte Mengs, weil ich seit gestern Abend dem Herrn Annibal Nichts mehr abschlagen kann. „Und wann willst du es machen? „Das hängt vom Herrn Vater ab," versetzte der Knabe. „Verlangen Sie es itzt?" fragte Mengs. „Warum nicht?" antwortete Annibal. Da holte der Vater ein Blatt blaues Papier, gab es dem Knaben, und gieng hinaus, die Thüre hinter sich zuschließend. Der Knabe fieng sogleich das Portrait an, indessen seine Schwestern die Augen nicht von ihrem Tischchen wandten, noch ein Wort geredet wurde. Ungefähr nach einer Stunde war der Alte an einer Spalte der Thüre, und fragte: ob er hineinkommen könnte. Ja, antwortete der Sohn. Der Vater war nämlich gewohnt, den Sohn nie zu sehen, wenn er malte; nur wenn die Arbeit geendigt war, betrachtete er sie. Er trat herein, besah das Portrait, und wies es dem Annibal, der über

die Geschwindigkeit, Schönheit und Aehnlichkeit in ein angenehmes Erstaunen gerieth. In diesem Augenblicke holte der Alte die Bibel, und begehrte vom Annibal, daß er auf diese schwören sollte, den Verfertiger des Gemäldes Niemanden zu entdecken. Allein, dieser, der gestorben wäre, wenn er es nicht dem Pater Querini hätte entdecken dürfen, wehrte sich aufs beste gegen den Schwur, und hieß ganz herzhaft, den Alten schweigen, der voll Zorn die Bibel wieder an ihren Ort hintrug. Des folgenden Tages wurde das Portrait geendigt, und in einen Rahmen unter Glas gefaßt. Der König vernahm mit großer Verwunderung von dem Pater Querini, daß Annibal eine unbekannte Familie in dem Hause des Mengs entdeckt habe. Noch mehr verwunderte er sich, als er erfuhr, daß der Sohn, obgleich noch sehr jung, vielleicht ein so geschickter Maler, als der Vater, wäre. Er ließ sich sogleich das Portrait bringen, welches der Knabe von seinem Entdecker oder Befreyer verfertigt hatte. Einer von der Leibgarde flog gleichsam in das Haus des Mengs, und verlangte im Namen Annibals das Portrait. Mengs, ganz bestürzt, stieß den Gardisten zurück, nannte ihn einen Lügner, und Beyde wurden so hitzig, daß sie einander angreifen wollten. Der Gardist rief nun den Namen des Königs überlaut aus, und sprang, nachdem er dem Alten das Gemälde entrissen hatte, damit fort, indessen ihm Mengs aus dem Fenster tausend Flüche nachschickte. Annibal kam wenige Augenblicke darauf

auf zu ihm, unwissend, was geschehen war. Sie kamen hitzig aneinander. Die guten Kinder, die dem Annibal sehr gewogen waren, weinten, und zitterten bey dem Lärmen. Der König befahl dem Annibal, ihm den jungen trefflichen Künstler vorzustellen, ja, er verlangte, daß die ganze Mengsische Familie zu ihm komme; worauf man sie in der Eile vom Kopfe bis auf die Füße neu kleiden mußte, weil sie nichts Anders, als Hauskleider, hatten. Der König empfieng sie sehr huldreich, und redete mit ihnen von der Kunst. Hier erfuhr er, daß auch die Mädchen trefflich Miniatur malten. Am Ende befahl er, daß der Knabe, Anton Raphael, den folgenden Tag mit seinem Pastellkästchen zu ihm kommen sollte, weil er die schönen Farben sehen möchte. Der Knabe kam mit dem Vater um die bestimmte Stunde, wurde aber ganz bestürzt, als er hörte, daß der König sogleich sein Portrait in Pastell verlange. Sogar sah er bereits das blaue Papier auf der Leinwand zubereitet, und auf der Stafeley liegen. Wenn Du so geschwind Annibals Portrait malen konntest, so kannst Du auch wohl meines machen. Nach großem Kniebeugen setzte sich der Knabe ohne Verwirrung hin, und fieng an, den König zu malen. Noch waren es aber nicht zwey Stunden, daß er malte, als die Königinn, der Kronprinz, seine Gemahlinn, und mehrere Vornehme mit dem Pater Querini hereintraten. Man hörte Nichts, als Ausdrücke der Verwunderung. In drey auf einander folgenden Si-

tzungen gerieth das Portrait zu der Vollkommenheit, in der man es itzt sieht, und es ist vielleicht eine der besten Pastellarbeiten des Künstlers. Hundert Duplonen wurden ihm sogleich bezahlt, auch erhielt er ein Dekret einer jährlichen Pension von 600 Thalern. Der König verlangte auch einige Miniaturstücke der Mädchen zu sehen. Jede erhielt 300 Thaler Pension. Und da er erfahren hatte, daß Mengs noch andere Pastellmalereyen von seinem Sohne habe, so ließ er sie alle herbey bringen, bezahlte sie sehr freygebig, und setzte sie in das Kabinet in Dresden, welches damals das Kabinet der Rosalba hieß.

Annibal wurde nun ganz der Gönner und Protektor der Mengsischen Familie. Durch seine Verwendung erhielt der junge Mengs noch einmal die Erlaubniß, nach Rom zu gehen, wohin er auch im Jahre 1746 mit seinem Vater, seinen beyden Schwestern und der alten Magd abreisete. Voll Enthusiasmus für seine Kunst, kam er nach Rom mit dem festen Entschluße, nur als vollendeter Künstler diese Stadt wieder zu verlassen. Er verschloß sich in die Zimmer des Vatikans, und studierte und kopirte Raphael von Urbino. Bisher hatte er bloß in Pastell gemalt; nun versuchte er sich auch in Oel, und malte so eine halbe Figur von der Magdalena, dann das Portrait seines Vaters. Beyde Versuche fielen trefflich aus. Er versuchte nun, eine heilige Familie in Korregio's Manier zu malen; es fehlte ihm

aber

aber ein Modell für den Kopf der Mutter Gottes. Einmal begegnete ihm ein sehr schönes, bescheidenes, aber armes Mädchen, auf der Straße. Bey ihrem Anblicke stund er still, und sagte zu sich selbst: Sieh da die Mutter Gottes, die ich suche! Er redete sie an, und kam mit ihr überein, daß sie ihm in Gegenwart ihrer Eltern mehrmals saß. Auch der alte Mengs fand das Mädchen sehr schön; und indessen es der Sohn kopirte, betrachtete es der Alte schweigend mit dem Fernglase. Der Maler und die Mutter Gottes verliebten sich indessen, und selbst der alte Mengs war es zufrieden, daß sie sich heirathen sollten. Der Vater der Margaretha Quazzi — so hieß das Mädchen — aber machte Schwierigkeiten, und sagte: er könne seine Tochter keinem Protestanten geben. Der feurige Liebhaber war bald entschlossen, seine Kirche zu verlassen; auch seine Schwestern waren dazu geneigt: nur zitterten alle Drey vor dem Unwillen des strengen Vaters. Indessen gab der Alte ganz gegen alle Erwartung sehr leicht seine Einwilligung, damit, wie er sagte, sie nachher mit größerer Aufmerksamkeit und gut malten. Die Mädchen nahmen nun den 16ten Julius 1749 die katholische Religion an, und einige Wochen darauf heyrathete Anton Raphael seine Margaretha Quazzi. Um das Fest noch zu erhöhen, kam gerade Annibal von Dresden in Rom an.

Als die drey Jahre, welche Mengs in Rom zu
bleiben Erlaubniß hatte, vorüber waren, gieng die
ganze Familie wieder nach Dresden zurück, und
wurde von dem Könige sehr gut aufgenommen, be-
sonders, da ihm Anton Raphael seine in Oel gemal-
te heilige Familie zeigte. Mengs erhielt nun den
Auftrag, den König und die Königinn zu malen.
Sylvester, der schon ehemals beyde Gemälde verfer-
tigt hatte, befürchtete, verdunkelt zu werden, und
wirkte sich die Erlaubniß aus, mit Beybehaltung sei-
nes Gehalts, nach Paris zurückkehren zu dürfen.
Um diese Zeit hatte ein geistvoller Künstler, Na-
mens Gaetan Chiaveri, den Bau der katholischen
Hofkirche in Dresden übernommen, und solchen schon
weit fortgeführt, als man das Gerücht verbreitete,
das Gebäude drohe den Einsturz. Alle Höflinge such-
ten diesem Gerüchte Eingang bey dem Könige zu ver-
schaffen, damit der Künstler gehindert würde, den
Bau zu vollenden. Chiaveri befand sich in der drü-
ckendsten Beklemmung, sein großes Werk nicht vol-
lenden zu dürfen. Den jungen Mengs rührte die
Noth des Künstlers, er besichtigte mit seinem Vater
die Kirche, überzeugte sich, daß keine Gefahr vorhan-
den sey, und benützte die Augenblicke, wo ihm der
König saß, um diesen für den Wunsch des Künst-
lers zu gewinnen. Der König nahm nun den Bau
selbst in Augenschein, bewilligte seine Vollendung,
und Chiaveri nannte unsern Mengs seinen Erretter
und Vater. Mengs lieferte nachher auch einige Ge-

mälde für diese Kirche, nämlich die Empfängniß Mariens, und den Traum Josephs. In einem Alter von 28 Jahren wurde nun der junge Mengs zum ersten Hofmaler ernannt, und seine Pension um 1,000 Thaler vermehrt. Er lebte indessen in unangenehmen häuslichen Verhältnissen. Der alte Mengs despotisirte die ganze Familie, und zog alle Pensionen ein, die sich jährlich auf 2,200 Thaler beliefen. Er war sehr genau, und wollte oft nicht das Nöthige hergeben. Dieß drückte besonders die Schwiegertochter. Sie redete mit dem Vater im Namen ihres Mannes mit aller kindlichen Bescheidenheit, der Sohn zeigte ihm selbst seine schwangere Frau, die nun mehrerer Hilfe bedürfte; allein, der alte Mengs ließ sich durchaus nicht zu größern Ausgaben bewegen.

Im Jahre 1752 malte der junge Mengs seinen Freund Annibal, und reisete darauf wieder nach Rom. Ganz reisefertig mußte er noch zum Könige kommen, und ihm Annibals Portrait zeigen. Mein Raphael, sagte der König, als er es sah, ich finde in deinem Gemälde etwas gar Feines, welches ich nicht in den andern von Dir für mich gemachten Bildern entdecke. Ja, Sire, versetzte Mengs, der Freund ist darinn; eine Art von Personen, welche die Könige nicht haben. Hier legte ihm der König lächelnd die Hand auf die Schulter, und sagte: Du hast wohl recht. Glückliche Reise! Male den Freund auch in mein Gemälde, wenn Du in Rom seyn

 wirst.

wirst. — Raphael reisete nun mit seinen Schwestern und seiner Frau, mit dem Kinde an der Brust, nach Rom; der alte Mengs blieb aber dieses Mal mit seiner Magd zurück. Bald nach seiner Ankunft in Rom ernannte ihn die Akademie von St. Luka zu ihrem Ehrenmitgliede. Hier wurde er auch der Freund des berühmten Winkelmann, mit dem er vereint die Antike studierte.

Unterdessen arbeitete der alte Mengs mit rastlosem Eifer an der Bekehrung seiner alten Magd, welche bis 1755 hartnäckig der lutherischen Religion treu geblieben war. Sie ließ sich endlich doch überreden, und der Alte heyrathete nun die Neubekehrte. Allein, bald nach der Heyrath wurde er vom Schlage gerührt.

Da im Jahre 1256 der Krieg in Sachsen ausbrach, wurden die Pensionen vom Hofe eingezogen. Der junge Mengs aber erwarb durch seine Kunst so viel, daß er diesen Abgang nicht bemerkte, und auch seinen alten Vater und seine Stiefmutter reichlich unterstützen konnte. Er fiel darauf, sich auch in der Freskomalerey zu versuchen; und da gerade die Kirche der Cölestinermönche in Rom neu gebaut wurde, so eilte er, um diese Gelegenheit zu einem Versuche benützen zu können, zu dem Abte, und bath ihn inständig, den Chor der Kirche umsonst in Fresko malen zu dürfen. Der Abt war nicht wenig erstaunt

über

über eine solche Bitte eines so berühmten Malers; er willigte sogleich ein, und erbath sich nur auch noch ein Altarstück für das Kloster. Mengs verfertigte auch dieses gern, und malte den Chor so trefflich, daß Kenner erstaunten.

Im Jahre 1761 reisete er auf königlichen Ruf nach Madrid. Karl III. nahm ihn mit der ausgezeichnetsten Gnade auf, gab ihm einen Jahrgehalt von 6,000 Thalern, und veranlaßte ihn zu einem Aufsatze über die Bildung des Malers, worinn er vorzüglich die Nothwendigkeit des anatomischen Studiums für den Künstler zeigte. Sogleich wurde ein Wundarzt angestellt, der die jungen Maler Anatomie lehren sollte. Allein, dieser faßte den Zweck, zu dem er angestellt war, nicht; und die alten Maler brachten Alles gegen Mengs auf, so, daß endlich das Unternehmen scheiterte. Mengs malte indessen die Oberdecken der königlichen Zimmer al fresco.

Im Jahre 1764 starb der alte Mengs in Dresden, und hinterließ den Namen eines sehr geschickten Malers, ein Name, der noch itzt, besonders bey der Porzellanfabrike, fortdauert, für welche er verschiedene Emailfarben erfunden hatte, durch welche sich diese Fabrik noch itzt auszeichnet. Seine hinterlassene Frau begehrte die ganze Erbschaft, sogar mit Ausschließung seiner Kinder, wegen eines Anlehens, das sie dem alten Mengs gegeben haben wollte. Es ent-

entstunden Prozesse unter der Familie, und sie gieng bis nach Spanien, um ihren Stiefsohn anzugreifen. Er beruhigte sie indessen durch seine Freygebigkeit so, daß sie zufrieden wieder zurückreiste. Für den dadurch verursachten Verdruß tröstete er sich durch fleißiges Arbeiten. Denn, pflegte er zu sagen, dieses ist das einzige Mittel, sich von verdrüßlichen Gedanken loszumachen.

Durch seine Freskomalerey zog er sich endlich ein Uebelbefinden und geschwollene Füße zu. Er reisete wieder nach Rom. Seine ganze Reise dahin war eine Art von Triumphzug: überall, besonders in Genua und Florenz, erwartete man ihn mit Sehnsucht, und bestürmte ihn, um Gemälde von ihm zu besitzen. Dem Könige von Spanien mußte von Station zu Station Nachricht von seinem Befinden gegeben werden. Zu Rom kam er im Februar 1771 an; und sogleich wählte ihn die Akademie von St. Luka zu ihrem Präsidenten. Er malte bey abnehmender Gesundheit doch noch häufig al fresco, kam auch nach Neapel und Florenz, um die Portraits der dortigen fürstlichen Familien, auf Verlangen, zu malen, und wurde endlich 1773 von seinem Könige nach Madrid berufen. Mengs schickte seine Familie von Florenz nach Rom, und reisete dann langsam nach Spanien. Auf der Reise plagten ihn sein dreytägiges Fieber und die Sorge für seine Familie.

Als er in Madrid ankam, überhäufte ihn der König mit Wohlthaten. Er verwilligte ihm eine Pension von 200 Thalern für Jede seiner 5 Töchter, und versprach noch besonders für seine 2 Knaben zu sorgen. Mengs unterzog sich, aus Dankbarkeit, der Ausmalung der königlichen Zimmer, und beschäfftigte sich mit dieser Arbeit und schriftlichen Aufsätzen 3 Jahre, in denen er zusehends dahinfiel. Der König, um ihn beym Leben zu erhalten, schickte ihn daher wieder nach Rom, bestättigte ihm den Titel seines ersten Malers, bewilligte ihm 3,000 Thaler lebenslänglicher Pension, und ernannte ihn zum Direktor der königlichen Eleven, die mit einer jährlichen Pension von Spanien in Rom sind. Er befahl ihm ferner, in Zukunft seiner Gesundheit nicht wehe zu thun; und Mengs schenkte aus Dankbarkeit dem Könige die unzählbaren Gipsabdrücke, die er von allen griechischen Statuen in Italien selbst gemacht hatte. Dieser Werke waren so viele, daß über 120 große Kisten davon nach Madrid geschickt wurden. Mengs behielt für sein Studium bloß einige Doubletten zurück.

Im März 1777 traff er wieder in Rom ein. Er lebte hier von neuem eine glänzende Malerepoche, und machte gelegentlich auch einen kleinen Versuch in der Bildhauerkunst, die er nie gelernt oder getrieben hatte. An einer kleinen Statue der Venus von trefflicher griechischen Arbeit ergänzte er einen fehlen-

den Fuß so gut, daß Kenner ihn bewunderten. Er wurde wechselweise krank, und erholte sich wieder, bis endlich den 2ten April 1778 seine Gattinn, die noch nicht 48 Jahre zurückgelegt hatte, starb. Ohne Speise und Ruhe blieb der wehemuthsvolle Gatte zwey Tage bey dem Leichname: er wollte ihn in Gips abformen; aber seiner zitternden Hand gelang die Form nicht. Die Wehmuth erdrückte ihn nun vollends; zwey neue Heyrathsanträge, die ihm gemacht wurden, schlug er unwillig aus; und in einer Abnehmung Jesus vom Kreuze, die damals bey ihm bestellt wurde, ergoß er seinen ganzen Schmerz. Außer seinem Hause sah man ihn fast gar nicht; er malte aber beständig fort, besonders für den König von Spanien. Als man ihn bath, sich nicht so sehr anzustrengen, antwortete er: Für die so vielen, von dem Könige von Spanien erhaltenen Gnadenbezeigungen kann ich Nichts thun, als mit dem Pinsel in der Hand für ihn sterben. Kurz vor seinem Tode ließ er sich noch, der bessern Luft wegen, in ein Haus auf dem Berge Penizio bringen, wo ehemals Salvator Rosa gewohnt hatte. Hier starb er den 29sten Junius 1779, in einem Alter von 51 Jahren und 1 Monate.

Wäre Anton Raphael Mengs sparsam gewesen, so würde er ein großes Vermögen hinterlassen haben. Allein, er gab sehr viel für wohlthätige Zwecke und für seine Kunst aus; zudem hatte ihm seine Gat-

tinn

tinn 20 Kinder geboren, wovon aber nur 7 am Leben blieben; auch kosteten ihn seine häufige Reisen Viel. Seine Tafel war für seine Freunde immer offen. Außer seiner Kunst war er ein Freund der Musik und der alten Litteratur. Herodot, Xenophon, Plutarch, und vorzüglich Pausanias, las er häufig.

Die

# Die Hexe von Bühelbach. *)

Die Wuth, Hexen zu braten, war in dem vorigen Jahrhunderte auch in der Grafschaft Rieneck in Franken so allgemein, daß in einigen Jahren dort ein paar Hundert dieser unglücklichen Schlachtopfer der praktischen Intoleranz und krassesten Unwissenheit unter Henkershand verbluteten. Wir wählen aus so Vielen nur Eine, da sie beynahe Alle von gleichem Schlage sind.

Christina Krug zu Bühelbach wurde den 4ten April 1629 von zwey Weibspersonen angegeben, daß sie von ihnen bey der zauberischen Zusammenkunft auf einem benachbarten Berge gesehen worden sey. Dieß war genug, um die unglückliche 70jährige, schon an die 40 Jahre verheyrathete, und mit 7 noch lebenden Kindern gesegnete Matrone zu verhaften.

In dem den 23sten April abgehaltenen gütlichen Verhör blieb sie natürlicher Weise dabey, daß sie Nichts wisse, und nicht zaubern könne.

Hier-

*) S. Annalen der leidenden Menschheit.

Hierauf ließ man ihr bis zum 22sten Julius so viel Ruhe, als sie in ihrem traurigen Kerker, und bey der Erwartung, erst gemartert, und dann gemordet zu werden, haben konnte. An diesem Tage ward sie aber, auf die von einigen andern bisher justifizirten Hexen über sie gemachten Bekenntnisse, und andere gegen sie eingekommene zauberische Verdächtigkeiten, als Zittern im Verhör, öftere Wiederholungen der nämlichen Worte, dabey gehabte zauberische Stellungen rc., zuerst mit Vorstellung des Nachrichters und Vorlegung der peinlichen Instrumente, gütlich ermahnt, zu sagen — was sie nicht wußte, und so sich Pein und Schmerzen zu ersparen. — Da stellte sie sich nun sehr kläglich, bath um Gottes und des jüngsten Gerichtes willen, ihr zu schonen, sagte, daß, ob sie sich schon wohl bewußt, daß sie eine große Sünderinn sey, so sey sie doch hier unschuldig, und rief Gott wiederholt, unter vielen Thränen an, ihr doch in den Sinn zu geben, was sie bekennen, und ob sie dann lügen, und Sachen sagen sollte, von denen sie Nichts wisse.

Hierauf wurden ihr die Haare abgeschnitten, weil man in dem Wahne stand, daß die Hexen von dem Teufel hierdurch eine eigene Stärke und Kraft erhielten, die Tortur auszuhalten, und dann ward die Unglückliche von dem Nachrichter mit dem Krebs zuerst auf dem einen und nachher auch auf dem andern Schenkel angegriffen, und machte hierauf un-

ter den Schmerzen, „nach vielfältiger Tergiversation,“ folgende Bekenntnisse:

„Als sie vor mehreren Jahren von einem benachbarten Jahrmarkte gegen Abend nach Hause gegangen, sey ihr, in ihres itzigen Mannes Gestalt, ein schwarz gekleideter Gesell erschienen, habe sie zu Ehe und Liebe begehrt, und da sie eingewilligt, ihr einen ganzen Thaler, der hernach zu Laub geworden, zugestellt. Sie hätte aber bald etwas Unheimliches bemerkt, und sich entsetzt, als sie sah, daß ihr Amant gespaltene Geisfüße gehabt. Kurz hernach, als sie auf einer Wiese Gras gemähet, sey der bewußte Gesell, der sich Federkiel genannt, ihr abermal in voriger Gestalt erschienen, habe mit ihr abermal Unzucht getrieben, und sie hierauf an dem Bache in aller Teufel Namen getauft; damals habe sie Gott ab- und ihm zugeschworen, worauf ihr solcher alsbald eine schwarze, fingerlange Wurzel gegeben, und befohlen habe, damit Menschen und Vieh zu bezaubern. Hierauf sey derselbe verschwunden, und sie mit ihrem Gras heimgegangen. Zur Probe mit der Wurzel habe sie sich nun selbst eine Kuh umgebracht, eben so eine andere, welche ihres Vaters Hirten gehörig war, mit derselben angerührt, welche er hiernächst verkaufen müssen, und die hierauf ausgedörrt sey. Auch habe sie einmal einen Regen machen helfen, um das Feldgewächs zu verderben. In der Waldburgs Nacht, und sonst sehr oft, habe sie

auf

auf den nahe gelegenen waldigten Gebirgen, auch auf Wiesen, den zauberischen Versammlungen, Hexenmahlen und Tänzen beygewohnt, wobey man sich berathschlaget habe, wie Frucht, Wein und alles Gewächs zu verderben sey. Hierbey hätte sie eine Menge Personen aus ihrem Wohnorte und den benachbarten Dörfern, welche sie sämmtlich benannte, gesehen. Dort sey auch Fleisch, welches, wie sie glaube, vom Schinderwasen geholt, und ganz unschmackhaft und säuisch gekocht gewesen, gegessen, und Wein, welchen zwey ihrer Gespielinnen in Gaulsköpfen aus ihres Herrn Keller geholt gehabt, getrunken worden. Dabey habe man viel getanzt, und Jedes habe ein Liedlein gesungen, die anders Nichts, als eitle, lose, leichtfertige, teuflische Lieder gewesen. Auch habe ihr Buhle, so oft sie gewollt, sie in einen Hasen verwandelt, und ihr dann weder ein Hund, noch eine Büchse Etwas anhaben können, und was des Unsinns mehr war."

Hierauf ward dann ein förmliches, hochnothpeinliches Halsgericht über sie gehegt, und die Unglückliche nach Anweisung des 109ten Artickels Kaiser Karl des Fünften peinlicher Halsgerichtsordnung — wie es in den Akten wörtlich heißt — ihr selbst zur wohlverwirkten Strafe, Andern aber, und sonderlich der blühenden Jugend, zum abscheulichen Exempel verurtheilt, mit dem

Schwerte vom Leben zum Tode hingerichtet, und der Körper zu Staube und Asche verbrannt zu werden; welches Urtheil auch den 9ten August 1629 an ihr vollzogen ward.

Dank dem Genius unserer Tage, wo sogar der Glaube an Hexen, Gespenster und Unholde verschwunden zu seyn scheint!

# Die entdeckte Räuberbande. *)

Ein bemittelter Fleischer aus Halle reisete einst im Winter, und mit einer ziemlichen Summe Geldes versehen, welches er in einer so genannten Katze um den Leib gebunden hatte, nach Jena, um sich da fettes Schlachtvieh einzukaufen. Unterwegs sah er sich, der einbrechenden Nacht wegen, genöthiget, in einer einsamen Waldschenke einzukehren. Aus angeblichem Mangel an Platz, mußte er sich mit einer kleinen Kammer begnügen; und er war froh genug, nur ein Obdach, und noch überdieß eine geheitzte Stube und ein gutes Bett vorzufinden. Von der beschwerlichen Reise ermüdet, sehnte er sich nach der erquickenden Ruhe, und legte sich, nachdem er vorher seine Geldkatze abgeschnallt, und sie auf den Tisch gelegt hatte, aufs Bett. Auf seinen vielmaligen Reisen hatte er immer die löbliche Gewohnheit beobachtet, in kleinen, einsamen Wirthshäusern, wo er übernachten mußte, Licht die ganze Nacht hindurch brennen zu lassen, weil man — wie er, und zwar mit Recht, glaubte — nicht wisse, was Einem begegnen



*) S. des preuß. Volksfreundes J. G. II. St. 2. S. 232 u. f.

nen könne. Dieses beobachtete er auch itzt; und so überließ er sich unbekümmert dem erquickenden Schlafe.

Er mochte ungefähr ein Paar Stunden geschlafen haben, als er von einem kläglichen Wimmern und Weheklagen aufwachte. Er erschrack, und lauschte, woher die klagende Stimme kommen möchte. Und da er hörte, daß es vor seinem Fenster war, so stand er, von Mitleid durchdrungen, auf, weil er glaubte, daß es ein armer Mensch wäre, der sich auf seiner Reise verspätet hätte, itzt nicht mehr ins Haus kommen könnte, und von Kälte erstarrt, ein mitleidiges Herz um Hilfe und Rettung anflehte. Das Licht — dachte er — hat vielleicht diesen Unglücklichen an mein Fenster gezogen, und es wäre unmenschlich, wenn ich ihm meine Hilfe versagte. Mit diesen edeln Gedanken trat er ans Fenster, machte es sachte auf, um die übrigen Hausgenossen nicht im Schlafe zu stören, und fragte leise, wer da wäre. Er hatte sich auch in seiner Meynung nicht ganz geirrt. Denn nun hörte er, daß es ein Handwerkspursche war, der sich aus Unkunde der Gegend verirrte, und vor Kälte umkommen müßte, wenn er sich nicht seiner erbarmen, und ihn in seine Stube aufnehmen wollte, um sich da nur auf der Erde zu lagern, und vor dem Schneegestöber sicher zu seyn.

Der Fleischer fand in dieser Erzählung und Bitte so viel Wahres und Rührendes, daß er sich keinen

nen

nen Augenblick bedachte, mit dem unglücklichen, fast halb erfrornen Menschen seine Kammer zu theilen. Um aber die Leute im Hause nicht zu stören, ließ er ihn zum Fenster einsteigen. Gern hätte er ihn auch bey sich in seinem Bette schlafen gelassen, um seine erfrorne Glieder wieder erwärmen zu können; allein, es war nicht groß genug, um Beyde zu fassen. Daher mußte sich derselbe mit einem Lager hinter dem Ofen begnügen.

Während dessen hatte sich der Fleischer wieder zu Bette gelegt, und war bereits eingeschlafen, als sich bey dem Handwerksbursche wegen zu großer Ermüdung immer noch kein erquickender Schlummer einfinden wollte. Bis ungefähr gegen Mitternacht hatte er schlaflos gelegen, als mit einem Male im Hause ein Geräusch entstand, welches sich immer mehr der Kammer zu nähern schien. In dem Augenblicke, als er sich entschloß, aufzuspringen und seinen Wohlthäter zu wecken, um sich, nöthigen Falls, auf einen räuberischen Ueberfall gefaßt zu machen, wurde die Thüre geöffnet, und es traten einige baumstarke Kerls herein, mit Säbeln, Aexten und andern Mordgewehren bewaffnet. Er hielt es daher für rathsamer, sich hinter dem Ofen so still, wie möglich, zu halten, weil er doch, den Fleischer gegen sie zu vertheidigen, nicht im Stande zu seyn glaubte. Ueberdieß hoffte er, daß man seine Gegenwart nicht muthmaßen würde, da Niemand im Hause wußte,

daß auch er in dieser Mördergrube sich befände. Diese Hoffnung gab ihm Muth und Stärke, die schreckliche Ermordung seines Wohlthäters in einer fürchterlichen Ruhe abzuwarten: denn sobald die Räuber zur Thüre hineingetreten waren, giengen sie sogleich auf das gegenüber stehende Bett los, und hieben mit ihren Aexten so gewaltsam auf den schlafenden Sorglosen zu, daß die Wände allenthalben von seinem Blute bespritzt wurden, und er, unter kurzen, aber schrecklichen Martern, bald seinen Geist aufgab.

Man denke sich nun die Lage des armen Menschen hinter dem Ofen, der alle Augenblicke einen ähnlichen martervollen Tod erwarten mußte! Denn wie ungewiß war es nicht, ob nicht Einer von den Mördern ihn bemerkt hätte, oder noch bemerken würde, und dann — — Er schauderte zurück vor diesem schrecklichen Gedanken, und schon glaubte er, daß sie ihre Beile in die Höhe schwenkten, um ihm ebenfalls den Kopf zu spalten, als ihn eine todesähnliche Ohnmacht befiel, worinn er einige Minuten liegen blieb. Als er wieder zu sich selbst kam, sah er, zu seinem größten Erstaunen, die Stube völlig leer. Alles war still und ruhig. Während der Zeit nämlich, als er ohnmächtig und ohne Besinnung da gelegen, hatten die Räuber den Körper des Ermordeten weggeschleppt, um ihn zu verbergen. Diesen Augenblick benützte der Handwerksbursche; er ergriff die noch uneröffnet auf dem Tische liegende Geldkatze

te seines entleibten Wohlthäters, öffnete in aller Geschwindigkeit das Fenster, und sprang hinaus. Die Todesangst gab ihm Muth und Stärke, dieser schrecklichen Mörderhöhle vogelschnell zu entfliehen, ungeachtet er, wegen der stockfinstern Nacht, nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, um eine friedliche Hütte und gute Menschen anzutreffen. Nicht lange hatte er indessen in der Besorgniß, daß die Räuber ihn verfolgen und einholen möchten, umhergeirrt, als er sich in einem Dorfe nahe bey einem Hause befand, bey dem er unschlüssig stehen blieb. Auf seiner Flucht hatte er vor Angst und Schrecken nicht daran gedacht, daß es am rathsamsten wäre, die Sache augenblicklich bey der nächsten Obrigkeit anzuzeigen. Itzt fiel ihm dieser Gedanke lebhaft ein; und er beschloß, zum Dorfschulzen zu gehen, die Sache gehörig anzugeben, den geretteten Geldbeutel zum Beweise der Wahrheit seiner Aussage niederzulegen und zu veranstalten, daß noch in der nämlichen Nacht eine gehörig bewaffnete Mannschaft nach dem Räuberaufenthalte hingeschickt würde, um das Haus unvermuthet zu durchsuchen, und die Räuber auf frischer That in Verhaft zu nehmen.

Gedacht, gethan. Zum Glücke lagen in dem nämlichen Dorfe einige sächsische Reiter, und man detachirte in der möglichsten Stille ein hinlängliches Kommando nach der Waldschenke. Das Haus wurde umzingelt und bestürmt; man durchsuchte Alles,

 und

und fand überall Spuren schrecklicher Mordthaten. Das frische Blut des erst vor wenigen Stunden erschlagenen Fleischers in der von dem Handwerksbursche angezeigten Kammer, nebst seinen blutigen Kleidern, war schon Beweises genug, obgleich man in einem tiefen Keller noch den entseelten Körper selbst, und in einem daranstoßenden unterirdischen Gange mehrere menschliche Gerippe antraff. Der Wirth mit seinen sämmtlichen Angehörigen, nebst zwey fremden Räubern, wurden in Ketten gelegt, und bald hierauf nach den Landesgesetzen für die menschliche Gesellschaft unschädlich gemacht. Der, nur zu schüchterne, Handwerksbursche, erhielt aus dem geretteten Geldbeutel des ermordeten Fleischers einige Belohnung für seine Ehrlichkeit.

## Das
# Gefängniß zu Philadelphia. *)

Dieses Gefängniß ist ein geräumiges Gebäude von Quadersteinen, hat 100 Fuß Fronte, und ist, wegen Feuersgefahr, durchgängig gewölbt. Hinter dem Gebäude befindet sich ein großer Hof mit hohen Mauern umgeben. Die Einrichtung in diesem Gefängniße ist einzig. Nach den pensylvanischen Kriminalgesetzen wird kein Verbrechen mit dem Tode bestraft, Mord vom ersten Grade ausgenommen, worunter man vorsetzlichen, absichtlichen Mord versteht; jedes andere Verbrechen wird mit verhältnißmäßig langer, einsamer Einkerkerung bestraft.

Was man auch gegen dieses Gesetz einwenden mag, so beweiset doch in Pensylvanien die Erfahrung, daß auf diese Weise den Verbrechen weit eher, als auf jede andere Art, Einhalt gethan wird. Die Einrichtung in diesem Kerker ist so weise, daß man sich nicht bloß darauf einschränkt, das Verbrechen zu bestrafen, sondern auch ganz unmittelbar an der Besserung und Sinnesänderung des Strafbaren arbeitet.

Sobald

*) Aus öffentlichen Blättern.

Sobald ein Verbrecher hinein kömmt, muß er sich waschen, die Haare werden ihm geschoren, und ist er nicht anständig gekleidet, so bekömmt er einen reinlichen Anzug; dann wird er in eine einsame Zelle geführt, die 9 Fuß lang und 4 Fuß breit ist, wo er von dem Umgange mit allen lebenden Wesen ausgeschlossen ist, und durchaus Niemand zu sehen bekömmt, als den Gefangenwärter, der für seine Bedürfniße sorgen muß, und auch nur im äußersten Nothfalle mit ihm sprechen darf. Ist der Gefangene widerspännstig, oder das Vergehen, das er begangen hat, sehr schwer, so wird er in eine finstere Zelle gebracht, wo kein Sonnenstral hindringt; und dieß ist dann das Aergste, was ihm widerfahren kann. Zweymal wöchentlich wird das Gefängniß von zwölf Männern besichtigt, die jährlich aus der Bürgerschaft von Philadelphia gewählt werden. Es hält nicht schwer, diese Männer zu finden: denn Jeder unterzieht sich gern unentgeldlich diesem mühesamen Geschäffte. Sie theilen sich in mehrere Kommissionen, derer Jede es der Reihe nach übernimmt, eine bestimmte Zeit hindurch das Gefängniß von einem Ende bis zum andern genau zu besichtigen. Von diesen Untersuchungen statten sie der gesammten Inspektion, welche sich zu bestimmten Zeiten versammelt, Bericht ab, und diese bestimmt dann, nach diesen Angaben, mit Zuziehung der Richter, wie jeder einzelne Gefangene, nach dem Grade seines

Ver=

Verbrechens, und der sich darauf äußernden Reue, behandelt werden soll.

Die härteste Strafe ist, wie bereits erwähnt wurde, Einkerkerung in eine finstere, einsame Zelle. Gelinde Grade sind: daß der Verbrecher in eine einsame, aber helle Zelle gebracht, ferner, daß in einer solchen Zelle ihm Arbeit, und, im gelindesten Falle, daß ihm verstattet wird, mit andern Gefangenen gemeinschäftlich, also in Gesellschaft zu arbeiten. In den zwey härtesten Graden besteht die Kost bloß aus Wasser und Brod; denen aber, die arbeiten dürfen, werden auch andere Speisen gereicht; Fleisch wird jedoch nur zweymal wöchentlich, und zwar in kleinen Portionen, gegeben. Zum Getränke bekommen sie alle ohne Unterschied nur Wasser; ein anderes Getränk darf unter keinem Vorwande ins Haus gebracht werden. Man hat gefunden, daß diese Diät die zuträglichste ist, da sie den Gefangenen Kräfte genug zu der ihnen auferlegten Arbeit giebt, nahrhaftere Kost hingegen sie übermüthig und weniger biegsam machte. Zweymal wöchentlich müssen sie sich baden, wozu schickliche Anstalten innerhalb des Hauses vorhanden sind, und eben so oft legen sie reine Wäsche an, die ihnen regelmäßig gereicht wird. Für ihre Gesundheit ist sehr gesorgt; für die Kranken sind besondere Zimmer und gehörige Verpflegungsanstalten. Ein Jeder von ihnen treibt das Handwerk, das er versteht — wenn

es

es sich nämlich innerhalb des Gebäudes verrichten läßt — und sind solche da, die gar keines verstehen, so findet man doch bald Mittel, sie zu beschäfftigen. Jedes Handwerk hat seinen eigenen Saal, und auf den Höfen sind die Steinmetzen, Schmiede u. dgl. Die einsamen Zellen, welche in einem entfernten Theile des Gebäudes liegen, abgerechnet, hat das Ganze das Ansehen eines Fabrikenhauses. Anstand und Ordnung herrschen durchgängig darinn; man sieht hier nicht, wie in unseren Gefängnissen, bleiche, fürchterliche Gestalten umherschleichen, und der Fremde kann ohne Besorgniß vor irgend einer Unannehmlichkeit zwischen ihnen durchgehen, ja, er wird oft kaum bemerkt. Miteinander sprechen dürfen sie zwar, so viel unumgänglich nöthig ist; singen und lachen aber gar nicht, und überhaupt nicht einander stören. Der Auffeher muß Acht geben, daß sie fleißig arbeiten; bey der geringsten Widersetzlichkeit gegen die einmal eingeführte Ordnung wird der Widerspännstige sogleich in eine einsame Zelle eingesperrt, wo er so lange bey Wasser und Brod bleibt, bis er sich eines Bessern besinnt; und diese Kur ist so gründlich, daß sie selten zum zweyten Male angewendet werden darf. Die Frauen werden völlig getrennt von den Männern gehalten, und mit schicklichen Arbeiten beschäfftiget. Die Arbeiter essen in einem großen Zimmer beysammen. Alle Sonntage wird Gottesdienst gehalten, dem Jeder beywohnet, und der Prediger dieser Anstalt, so, wie die Inspektoren, müssen sich von Zeit zu Zeit mit den

Gefan=

Gefangenen unterhalten, und so ihre Grundsätze und Sinnesart bessern. Da geschieht es dann nicht selten, daß ein Gefangener als ein ganz veränderter Mensch den Kerker verläßt, weil er während seines Verhafts zur Arbeit gewöhnt ward, und gute Lehren bekam. Auch bemüht man sich sorgfältig, ihn nach seiner Entlassung mit Arbeit zu versehen. Ohne Erlaubniß der Inspektoren darf Niemand das Gefängniß besuchen.

Die längste Gefängnißstrafe ist auf Nothzucht gesetzt, und dauert nie unter 10, und nicht über 21 Jahre; für Hochverrath nicht unter 6, und nie über 12 Jahre.

Jeder Bezirk in Pensylvanien hat sein eigenes Gefängniß; aber auf den Fuß, wie das in der Hauptstadt, ist noch keines eingerichtet; daher auch oft Verbrecher aus entlegenen Theilen des Staates nach Philadelphia gesendet werden.

Die Einrichtung und Verwaltung dieses Gefängnißes ist so trefflich, daß es dem Staate nicht nur keine Unterhaltungskosten verursacht, sondern vielmehr ihm jährlich ein Ansehnliches einträgt!

# Die Spinnen
## helfen den Franken Holland erobern. *)

Als im Winter 1794 die Franken in Holland eindrangen, und immer weiter über das Eis vorrückten, fiel auf einmal das Thauwetter ein, welches dem ganzen Heere den Untergang zu drohen schien, wenn es sich nicht unverzüglich ändern würde; weshalb die französischen Generäle auch schon zu kapituliren gesinnt waren. Allein, ein ehemaliges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Quatremere-Disjonval, batavischer General-Adjutant, der bey dem Aufstande der holländischen Patrioten gegen den Erbstatthalter eine Rolle gespielt hatte, im Jahre 1787 bey dem Einrücken der preußischen Armee, unter dem Herzoge von Braunschweig, gefangen genommen worden war, und von dieser Zeit an schon 89 Monate in einem Kerker zu Utrecht zubrächte, wo er, von langer Weile gequält, und durch seine Lieb-

*) Sieh: De l'aranéologie, ou sur la decouverte du rapport constant entre l'apparition ou la disparition, le travail ou le repos, le plus ou le moins d'etendue des toiles et des fils d'attaches des Araignées des differentes especes &c. Par Quatremere-Disjonval &c. Paris 1797. Posselts europäische Annalen, J. G. 1797, St. 8. u. a.

Liebhaberey für die Naturgeschichte hingerissen, sich dort einzig mit Beobachtungen der alleine um ihn lebenden Geschöpfe — der Spinnen, beschäfftigte, auch in der Folge ein eigenes Lehrbuch über eine ganz neue Wissenschaft, genannt Aranealogie, herausgab — dieser Mann, dem es um seine Befreyung zu thun war, both itzt alle mögliche Mittel auf, und es gelang ihm, mitten durch die Feinde den 16ten Jäner einen Brief an die französischen Generäle gelangen zu lassen, in welchem er ihnen die Versicherung gab, daß, nach den Arbeiten der Spinnen, spätestens in 14 Tagen ein schrecklicher Frost eintreten werde, der sie gewiß zum Meister aller Flüße machen, und ihnen hinreichende Zeit lassen würde, ihre angefangene Eroberung vor der gänzlichen Aufthauung zu vollenden, und zu sichern. Man glaubte seiner Voraussagung, und kapitulirte nicht. Die angekündigte Kälte erfolgte wirklich nach 12 Tagen, und zwar eine so heftige, daß das Eis über die Flüße und Kanäle so eine starke Brücke machte, daß die Franzosen im Stande waren, die schweresten Kanonen hinüberzubringen. Den 16ten Jäner 1795 zogen sie auch siegreich in Utrecht ein, und der fleißige Spinnenbeobachter wurde von ihnen, zum Lohne seiner Entdeckung, aus seiner achtjährigen Gefangenschaft befreyt.

# Wilhelm Rund.

Friedrich Wilhelm Rund, ein Seifensiedergesell, aus Fürstenwald in der Mark Brandenburg gebürtig, hatte Rußland, Preußen, das südliche Deutschland und die Schweitz durchreiset, war in Nürnberg französischer Soldat geworden, bey Zürch aber wieder desertirt, und darauf in Altdorf bey dem Bürger und Seifensieder Baumann als Gesell in Dienste getreten. Leichtsinn und Gleichgiltigkeit gegen Religion und Sitten waren die Hauptzüge seines Karakters; übrigens hatte er durch seine Wanderungen einen mehr als mittelmäßigen Grad gesellschäftlicher Bildung erlangt, und zeigte große Liebe zur Musik. Er kam mit seinem Meister wegen einigen Kleinigkeiten in Wortwechsel, trat aus dem Dienste, und nahm den Vorsatz mit, diesem einst einen Possen zu spielen. Er arbeitete darauf zu Memmingen, und gieng, als er von seinem Meister am Weihnachtstage 1800 den Auftrag erhielt, in Munderkingen Lichtdochte zu kaufen, von da weiter bis Altdorf, wo er den 28sten Dezember Nachts 11 Uhr vor dem Baumannischen Hause ankam, mit dem Vorsatze, seinen ehemaligen Meister zu bestehlen. Er kannte das ganze Haus, und stieg also leicht, ohne bemerkt zu werden, durch die Gärten und das Kellerfenster des Hinterhauses,

in die Wohnung. Er hatte sich, zu seiner allenfalls nöthigen Vertheidigung, von Memmingen aus mit einem Messer versehen, und sein Hund begleitete ihn. Er sammelte in der Werkstätte Haderlumpen, um dem vielleicht wachenden Baumann und seiner Tochter das Rufen um Hilfe unmöglich zu machen; Stricke, um ihnen im Nothfalle die Hände binden zu können, und stieg von da, mit Ruß geschwärzt, mit dem Schlage der Mitternachtstunde, den Riegel der Hausthüre in seiner Rechten, des Schlafes der Unglücklichen gewiß, auf ihre Schlafstätte. Er fand, wie er hoffte, die Schlafzimmerthüre des Baumanns unverschlossen, und ihn selbst im tiefsten Schlafe begraben. Schon wollte er sich dem Tische nähern, auf welchem die Tochter die Tasche mit den Schlüsseln zum Gelde hinzulegen pflegte — aber, um diesen zu erreichen, mußte er quer der Kammerthüre, in welcher die Tochter schlief, vorübergehen. — Die Thüre stund gegen alle Erwartung offen; der Mond erhellte die Pfade des lauernden Verbrechers. Kreszenz wachte hell. „Was wollt ihr?" rief voll Fassung das Mädchen. — Rund erschrack, berathschlagte, und wollte, indem er einige Schritte rückwärts that, den Schlaf des Mädchens abwarten. Das Mädchen sah, hörte diese Bewegung, richtete mit halbem Leibe sich auf, und wiederholte ihre Frage. Rund kehrte nicht zurück durch den Weg der Flucht, den er sich offen gelassen hatte, sondern gieng rasch auf das arme Mädchen los, und brachte ihr

mit dem hölzernen Riegel einen Streich auf den Kopf an. Das Geschrey der Unglücklichen weckte den tief schlafenden Vater. „Was ists?" rief dieser drey bis vier Mal. Die wache Gegenwart Beyder brachte Rund in Verwirrung; aber der Verbrecher faßte sich schnell, und führte mit dem nämlichen hölzernen Riegel einen so derben Hieb auf den Vater, daß er, am Schlafe getroffen, tiefseufzend ins Bette zurücksank. Kaum erlag der Unglückliche, als Kreszenz zur Wiederbesinnung kam. Der Mörder eilte, ihr, auf dem Bette knieend, den Mund mit Haderlumpen zu schließen. Hier wollte er auch von ungefähr mit dem Messer, welches er nie aus der Tasche gezogen hatte, dem Mädchen einige Stiche angebracht haben. Das leidende Geschöpf kämpfte mit voller Jugendkraft gegen den nervichten Verbrecher den ungleichen Kampf ihrer Erhaltung. Sie konnte zwar das Verstopfen des Mundes hindern; aber ihre Kraft unterlag der Hand, welche den erdrosselnden Strick um ihren Hals wand. Engel trugen das Mädchen in eine bessere Welt, und Baumann kehrte für Augenblicke ins Leben zurück. Dumpfe, unverständliche Töne verriethen die erste Spur seiner Wiederfassung; aber erstickt, wie seine Tochter, durch die Hand des Bösewichts, endigte er sein Leben. Der Hund des Verbrechers hatte die Mordstätte geflohen, und winselte ängstlich in der untern Stube. Der Mörder lauschte, ob etwa das Winseln des Hundes nicht das Erwachen der Hausgenossen bezeichne; aber es war

Todes=

Todesstille um ihn, und schon wollte er sich entfernen, als der Gedanke, warum er das Verbrechen verübt, wieder rege ward. Er kehrte zurück, und nahm die im Kästchen vorhandenen 352 Gulden und die Uhr des Baumanns mit sich.

Mit diesem blutigen Raube trat er durch das Hinterhaus und die Gärten längs dem Kloster Weingarten seinen Weg nach Memmingen an. Mit seiner Flucht schließen sich Umstände an Umstände an, bey derer forschendem Anschauen in dem Ungläubigsten der Glaube an die Vorsehung erwacht. Während höchster Schrecken die Gegend von Altdorf erfüllte, grauses Entsetzen den Anblick der Ermordeten begleitete, jeder Bewohner für die Sicherheit seines Lebens und seines Eigenthums zitterte, und die Gerichte mit den bestimmtesten Bezeichnungen an die Regierungen und Zünfte Deutschlands, Frankreichs und der Schweitz dem Verbrecher auf die Spur giengen, trieb Furcht vor der Entdeckung den Verbrecher von der Straße auf den Seitenweg nach Haiggen, von wo er den 2ten Tag seinen Weg neben Biberach nach Riedlingen fortsetzte. Hier war die grause That schon ruchbar geworden, und ihre Erzählung, die er mit eigenem Ohre hörte, änderte seinen Entschluß, in die Schweitz zu gehen, und wies ihm Rußland als die ferne Stätte persönlicher Sicherheit. Flüchtig von Riedlingen ließ er das daselbst, um ungekannt zu bleiben, sich eingekaufte hellblaue Tuch zurück, eilte über Reut-

lingen durch das wirtembergische Gebiet nach Feucht=wangen im Ansbachischen, konnte da nur die nämliche Farbe des Tuches bekommen, in welchem er sein Verbrechen begangen hatte, und setzte so seinen Weg über Ansbach, Nürnberg, Bayreuth bis Altenburg fort. Gegen die dort herrschende Sitte, daß die Gesellen des Orts den ankommenden fremden Kameraden mit Bier und einer Pfeife Toback bewirthen, bediente sie Rund mit vollen Weingläsern, und legte durch dieses Großthun den Grund zu seiner Entdeckung. In der Herberge zu Altenburg verliebte er sich in die Tochter eines Barbierers, den die Franzosen aus seiner Heimath am Rhein vertrieben hatten, und der gerade nach Dresden gehen wollte. Im Arme des Mädchens schlief das Bewußtseyn des Mordes, und der Flor der Leidenschaft entrückte seinen Augen das Rachschwert der Gerechtigkeit, das seinem Schritte folgte. — Er vergaß Rußland, und begleitete die Familie den Weg nach Dresden, bis Burgstätten im Distrikte Rochsburg. Hier führte er sein Mädchen in den Tanzreihen, vertauschte die Seifensiederey mit dem Leben eines Musikanten, und band mit einem Barbier von Burgstätten eine Bekanntschaft an, der, wie Rund, sein Instrument spielte.

Zu Altenburg hatte Rund im lärmenden Zirkel seiner Kameraden mit der Brieftasche die Kundschaft verloren, die er mit der Fertigung des Namens „Baumann" von Altdorf mitgenommen. Die neugierige

gierige alte Herbergsmutter fand's, durchlas selbe, und stellte sie wieder zurück. Runds neueste Bekanntschaft, der Barbier zu Burgstätten, mußte von da eine nothwendige Reist nach Altenburg machen, und in dem nämlichen Wirthshause einkehren, in welchem unser Verbrecher gezecht, übernachtet, und seine Brieftasche verloren hatte. Die anwesende Gesellschaft in dem Wirthshause unterhielt sich mit der Lektüre der gothaischen Zeitung, las die eingerückte Personsbeschreibung; das alte Mütterchen entdeckte Zug für Zug die zusammentreffende Aehnlichkeit mit ihrem ehemaligen Gaste. Der anwesende Barbier von Burgstätten hörte, bestättigte es, machte bey seiner Rückkehr nach Burgstätten die Anzeige, und Rund, der mitternächtliche Verbrecher Altdorfs, ward im nordöstlichen Deutschland gefangen gesetzt, und nach Rochsburg geführt. Die peinlichen Gesetze Sachsens kennen die menschliche Schonung nicht, welche während der Zeit der Untersuchung gegegen den ersten Bösewicht heilige Pflicht bleibt. *) Dieß drang unserm Verbrecher den Entschluß ab, halsstarrig die Selbstthat zu läugnen. Nebenher nährte er noch immer die eitle Hoffnung, aus Mangel der Ueberzeugung, der gesetzlichen Strafe zu entgehen, und setzte deßwegen vor



*) So steht es in der zu Altdorf gedruckten, aktenmäßigen Skizze des von Rund begangenen Verbrechens, aus der obige Nachricht extrahirt ist. Wie ungegründet dieser Vorwurf sey, weis Jedermann in Sachsen.

dem sächsischen Gerichte ein so künstliches Gewebe von Lügen in einen Lebensroman zusammen, daß die zu Rochsburg aufgenommene Untersuchung immer ein sehr belehrendes Dokument für den psychologischen Kriminalrichter bleiben wird. Aber die überraschende Erscheinung der zwey Männer, welche zu seiner persönlichen Anerkennung von Altdorf nach Rochsburg abgeschickt wurden, scheint den Erwartungen seines Läugnens den Stab gebrochen zu haben: er folgte ruhig seinen Führern bis zur Stätte des verübten Verbrechens, und gestand dem kais. königl. Kriminalgerichte zu Altdorf die schreckliche Alleinthat, wie sie hier kurz erzählt ist. — Die Gesetze haben über ihn das Urtheil gesprochen:

„Der doppelte Raubmörder, Friedrich Wilhelm Rund, wird, nach dem vom hohen Kriminalgerichte gefällten Urtheile, 3 Tage nacheinander eine Stunde auf einem öffentlichen Gerüste mit der Inschrift: „Raubmörder“ auf der Brust, zur Schau ausgestellt, mit 50 Stockstreichen gezüchtiget, und, mit der jährlichen Wiederholung dieser Strafe am Tage des verübten Verbrechens, mit dem langwierigen, im 2ten Grade vierzigjährigen schwersten Gefängnisse bestraft.

Son=

# Sonderbarer Kampf. *)

Zu Manchester in England wurde kürzlich ein Vorfall gerichtlich entschieden, wovon man in andern gesitteten Ländern wohl wenig hören dürfte. Zwey Männer klagten einander des wechselseitigen Angriffs an. Sie zerfielen nämlich, und wurden hierauf ein's, die Sache, nach englischer Stitte, mit den Fäusten auszumachen. Man wählte dazu die Stube eines Bierhauses. Hier ließ sie der Wirth sich einander zerfetzen, beißen und stoßen, bis beynahe kein Leben mehr in ihnen war. Einer von ihnen erschien im Gerichte mit einer halb abgebissenen Nase, und Ein Ohr, welches sein Gegner ebenfalls mit den Zähnen abriß, hatte er bey sich in der Tasche. Man hatte nach der fehlenden halben Nase in der ganzen Stube gesucht, da man sie aber nicht finden konnte, so wurde vorausgesetzt, der Andere müsse sie verschluckt haben. Der Richter erkannte wider Beyde; aber der Nasenfresser wurde zur dreymonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt, während der Andere eine Geldbuße erlegen mußte.



*) Englische Miszellen. Bd. VI. St. 3. v. J. 1802

# August Delesalle,
oder
# hundertstündiger Todeskampf. *)

Den 23sten Ventose im siebenten Jahre wurde ein Detaschement von 25 Mann des dritten Dragonerregiments, das zu der Kavalleriedivision des Generals Murat gehörte, zwischen Jaffa und Saint-Jean d'Acre zum Rekognosciren beordert. Der Bürger Terrand und Delesalle, Unterlieutenant bey dem genannten Regimente, befanden sich an ihrer Spitze. Sie waren schon weiter als anderthalb Stunden über ihre Vorposten vorgerückt, als sie eine Kolonne Araber, ungefähr 200 Mann stark, zu Pferde gewahr wurden. Sie griffen also ihre Avantgarde von 50 Mann mit Heftigkeit an, und durchbrachen ihre ersten Reihen. Nun zogen sich die Uebrigen auf ihren Haupttrupp zurück, der bey dem ersten Schuße vorgerückt war. Die Franzosen waren zu sehr beschäfftiget, um an einen Rückzug zu denken, und entschlossen sich, die Spitze der feindlichen Kolonne von der Seite anzugreifen. Als der Anführer der Araber ihre

*) Cent heures d'agonie, ou relation des aventures d'Augustin Delesalle etc. Publiée par Villiers etc. Leipsic chez Reinicke et Hinrichs 1801.

ihre Bewegungen bemerkte, dehnte er sich rechts und links aus, und schloß sie, indem er feuern ließ, ein. Die französischen Dragoner stürzten sich in die Araber, und vertheidigten sich tapfer. Delesalle, durch einen Lanzenstoß am rechten Arme verwundet, schlug sich heftig mit vier Arabern herum; er erhielt noch zwey Wunden, eine in der Seite, die andere im Halse; und hatte dabey noch die Qual, mehrere Köpfe seiner unglücklichen Gefährten auf Picken tragen zu sehen. Dieses Schauspiel machte ihn wüthend, er sammelte wieder Muth und Kräfte — aber noch ein Lanzenstoß in die rechte Seite hob ihn aus dem Sattel. Er fiel vom Pferde, und den Arabern auf Gnade und Ungnade in die Hände. Sie warfen sich auch sogleich auf ihn, wie blutgierige Geyer, und beraubten ihn seiner Kleider, bis auf das Hemd und die Beinkleider. Einer von ihnen machte auch Anstalt, ihm die Ohren abzuschneiden, um desto sicherer seine Ohrenringe zu erhaschen. Glücklicher Weise gab das Ohr seiner Heftigkeit nach, riß aus, und so kam der Geängstete mit der Furcht davon. Ob er gleich ohne Waffen war, und sich halb nackend in seinem Blute badete, so wollten sie ihm doch noch einen Lanzenstoß in den Leib geben. Er wandte ihn aber mit der rechten Hand, die dabey durchbohrt wurde, ab. Nun hieben sie vor seinen Augen fünfzehn Franzosen, worunter auch sein Freund Terrand sich befand, in Stücke, hielten ihm ihre blutigen Köpfe vor, und ließen sie ihn küßen. Die übrigen Dra-

goner, alle gefährlich verwundet, entkamen glücklich. Da mehrere Araber zu verschiedenen Malen ihm das Messer an die Gurgel setzten, so glaubte er, daß auch ihn noch das Schicksal seiner braven Freunde treffen würde; allein, er ward andern Qualen aufbehalten: er sollte in langen Zügen den Becher des Schreckens leeren. Vielleicht haben der Muth und die Standhaftigkeit, womit er sich vertheidigte, ihnen Achtung eingeflößt: denn an einigen wiederholten Zeichen war deutlich zu bemerken, daß es sie freute, einen Feind gefunden zu haben, würdig, sie zu bekämpfen, und daß sie ihn daher für einen Mann hielten, dessen Besitz ihnen von großer Wichtigkeit seyn könnte.

Als das Blutbad geendigt, und die Beute vertheilt war, brachen sie auf, und zwangen ihn, ungeachtet des Zustandes, worinn er sich befand, ihnen zu Fuße zu folgen. Doch, der Blutverlurst, den er erlitt, verursachte ihm bald eine Ohnmacht. Da sie, aus Besorgniß einige feindliche Detaschements gegen sie anrücken zu sehen, ihren Marsch beschleunigten, so ließen sie ihn das Pferd eines ermordeten Dragoners besteigen, und so ritt er hinter der Kolonne, neben den erbeuteten Pferden, welche sie an der Hand führten. Nach einigen Schritten entfloh er aber. Sie wurden es gewahr, lenkten ihre viel schnellere Pferde zu seiner Verfolgung, holten ihn auch bald ein, und führten ihn, zu sehr mit ihrem

Siege beschäfftigt, ohne weitere Beunruhigung, zurück. —

Auf ihrem Marsche kamen sie durch mehrere Dörfer; aber allenthalben wurden die Einwohner bey seinem Anblicke wüthend, giengen auf ihn los, und stießen ein wildes Geschrey aus. Die ihm am nächsten waren, spieen ihm ins Angesicht, versetzten ihm heftige Stöße, und warfen ihn mit Steinen. Die Weiber, ihre Kinder an der Brust, thaten es den Männern noch bevor, denn sie strebten nach dem Vorzuge, ihn zuerst anzuspeyen.

Als sie in die Gebirge gekommen waren, theilte der Anführer seine Macht in Detaschements von 80, 60, 50, und 30 Mann. Fünf Araber wurden ausersehen, den Gefangenen zu bewachen; und man setzte sich wieder in Bewegung. In einer Tiefe wurde Halt gemacht, der Haufe stellte sich um Delesalle herum, der Anführer ließ ihn das Haupt zu mehreren Malen verneigen, zog seinen Säbel, und schwenkte ihn auf eine für den Kranken wenig beruhigende Art, indem er die Worte, „Jaffa! Jaffa! Marasthe!" mit dem Ausdrucke des tiefsten Unwillens aussprach. Delesalle wähnte, daß er ohne Zweifel von der Stadt Jaffa sprechen wollte, welche die Franzosen erobert, und derer Einwohner das Schicksal einer mit Sturm eingenommenen Stadt erfahren hatten. Auch war dieser Ort nur sechs Stunden von ihnen, und das Andenken an die Behandlung

der Araber konnte ihn wenig zu seinem Vortheile stimmen. Indessen geschah doch Nichts weiter.

Es ward 9 Uhr Abends. Seine Wunden waren nicht verbunden; er fühlte ein heftiges Fieber, und hatte noch keine Nahrung zu sich genommen. Es war entsetzlich kalt, und seine Wächter waren wenig besorgt, seine Qualen zu lindern. Um eilf Uhr entfernten sich Vier von ihnen, um Holz zu hauen; der Fünfte blieb bey dem Gefangenen. Sie kamen bald wieder zurück, machten Feuer an, und rauchten sehr ruhig ihre Pfeife. Diesen Augenblick hielt Delesalle für günstig, eine zweyte Flucht zu wagen. Er raffte daher seine wenigen Kräfte zusammen, die ihm noch übrig waren, erhob sich, schlich in der Stille davon, und drang quer ins Gebirg ein, wo er ihre Nachstellungen wenig zu befürchten hatte, da die Wege ungebahnt, mithin äußerst beschwerlich, und für Pferde schon gar nicht wandelbar waren. Erst in einiger Entfernung hob er den Kopf in die Höhe, und wurde Einen seiner Wächter gewahr, er bog sich daher in das dornigte Gesträuch nieder, und nach einer Stunde setzte er, stets ohne Strümpfe und Schuhe, Beinkleider und Hemd in Stücken, den Leib durch das Gebüsch zerrissen, an Felsenspitzen zerfetzt, ungeachtet seiner blutenden Wunden, den Weg fort, kletterte die steilsten Felsen hinan, und schleppte sich auf den Händen, Ellenbogen und Knieen fort, wie ein furchtsames, von dem Jäger verwundetes, Reh. In

diesem

diesem kläglichen Zustande legte er mehr als 6 Stunden zurück, kam bey mehr als dreyßig Naplusischen Nachtwachen vorbey, und richtete seinen Weg immer dahin, wo er glaubte, daß das Armeekorps des Generals Kleber seyn könnte, unter dessen Befehl eine Division der Kavallerie stand, die vom General Murat kommandirt wurde, und wovon das dritte Regiment Dragoner einen Theil ausmachte. Nach einem äußerst müheseligen Marsche fiel er aber, von Beschwerden erschöpft, zu Böden. Er glaubte sich schon am Ziele seiner Leiden; allein, die ersten Stralen des Tages verscheuchten mit der Finsterniß der Nacht seine Hoffnung, denn er befand sich zwischen zwey feindlichen Dörfern, und weiter als eine Stunde von dem französischen Lager entfernt, das er so eben erkennen konnte. Doch, er war nun ganz erschöpft, kraftlos, ja, nicht einmal mehr im Stande, seine Ideen zu sammeln. Länger als eine halbe Stunde blieb er in diesem Zustande der Erstarrung. Als er wieder zu sich selbst kam, und sein Herz neu belebt fühlte, band er die Lumpen seines Hemds um den Leib; und war bereits auf dem Bauche weiter als tausend Schritte fortgekrochen, als er von drey bewaffneten Türken bemerkt wurde. Sie näherten sich ihm, halfen ihm auf, und führten ihn in das nächste Dorf, wo sie ihn ihrem Anführer, Joseph Joücrosse, der 300 Reiter kommandirte, vorstellten. Von Seite seiner Soldaten sowohl, als der Einwohner, erfuhr er dieselbe Behandlung, die ihm in Gesell-

sellschaft seiner ersten Begleitung widerfahren war. Man warf ihn in ein enges Gefängniß; und erst am Abende des 24sten Ventose, nach einem 37stündigen Elende, erhielt er einige Erquickung. Ein Romaner, der ihn in dem Hofe des türkischen Heerführers mit den Zähnen einige Grashalmen ausreißen und zermalmen gesehen hatte, wurde vom Mitleiden gerührt, und brachte ihm Reis in Oel, nebst ein wenig Wasser.

Gegen das Ende des Tages riß man ihn aus seinem Gefängniße, und schleppte ihn in das Zimmer des Konseils, wo er Joseph Joücrosse von 200 Mann und den Vornehmsten des Landes umgeben fand. Dieser ließ ihn durch seinen Dollmetscher in italiänischer Sprache fragen: ob er ein Muselmann werden wollte. Er antwortete: daß er, durch einen Eid gefesselt, seinem Lande seinen Glauben schuldig sey, mithin nicht zum Verräther an demselben werden könnte, daß man zwar über sein Leben gebiethen könnte, ja, daß er es selbst für eine Wohlthat ansehen würde, von einer so beschwerlichen Last befreyt zu werden, daß er aber, wenn man ihn den französischen Vorposten auslieferte, 100 Piaster für seine Auslösung geben wollte. Dieser Vorschlag machte den türkischen Heerführer unwillig; und er ließ ihn wieder in sein Gefängniß zurückführen.

Vom Fieber gefoltert, hingestreckt auf die feuchte Erde, blieb er bis Mitternacht, wo man ihn herausholte, um zum zweyten Male vor Joseph Joücrosse zu erscheinen. Dieser befahl ihm nun, sein Gebeth an Mahomed zu richten; jener schlug es aber ab; man wollte ihn hierauf durch die drohendsten Zeichen dahin bringen, den großen Propheten anzurufen; allein, er trotzte allen Drohungen. Man brachte ihn nun aus dem Zimmer; er fand außerhalb drey Naplusier zu Pferde, die ihm die Hände auf den Rücken banden, die Handgelenke und Daumen heftig zusammenschraubten, und ihn so vor ihnen hergehen ließen.

Hier war er nun mitten in der Nacht, gefesselt, wie ein Verbrecher, von unbeschreiblichen Schmerzen gepeinigt, allein mit drey Naplusiern, derer wilden Karakter er bereits kannte, und von denen er nichts Anders erwartete, als daß sie ihn, wenn sie ihn nicht unterwegs bey Seite schafften, zur Hinrichtung führten. Kaum hatte er daher einige Schritte gethan, so verließen ihn seine Kräfte, und er fiel in Ohnmacht. Einer von ihnen stieg hierauf vom Pferde, und hob ihn hinten auf eines seiner Gefährten. Nachdem es eine Stunde so fortgegangen war, stürzte ihr Pferd, da es durch ein Drehkreuz gehen mußte, nieder. Der Türk und der Franzose lagen auf eine solche Art darunter, daß sie sich nicht aufhelfen konnten; Letzterer bemühete sich also, den beyden Andern

begreiflich zu machen, daß, wenn sie ihm die Zügel ihrer Pferde zwischen die Zähne gäben, sie, durch verschiedene Wendungen das in dem Drehkreuze verwickelte Pferd aufheben könnten. Sie verstunden ihn hinreichend, und so wurden sie alle wieder sattelfest. Als sie in einem kleinen Dorfe angekommen waren, sperrte man ihn in dem Hintergrunde einer schlechten Hütte ein, und zwar unter der Aufsicht einiger Mohren, derer Betragen gegen ihn den Wunsch nach seinen ersten Henkern in ihm erweckte. Vergebens suchte er sie zum Mitleiden zu bewegen, indem er ihnen seinen mit Wunden bedeckten Körper zeigte, besonders seinen rechten Arm, der durch das fest gebundene Seil merklich aufgeschwollen war. Nichts konnte ihre grausame Wuth besänftigen. Da er sah, daß sie gefühllos blieben, stellte er sich ruhig, und suchte sich selbst einige Linderung in seinen Leiden zu verschaffen.

Nach eben so schmerzhaften, als unglaublichen Anstrengungen, brachte er es dahin, seine auf den Rücken gebundenen Hände so weit niederzudrücken, daß er sie vor den Leib brachte, indem er seine Schenkel und seine Beine über die zusammengebundenen Handgelenke preßte. In dieser minder beschwerlichen Lage zernagte er mit den Zähnen den Knoten des Seils, befreyte sich glücklich von den Banden, fühlte sich erleichtert, und genoß eine Stunde der Ruhe.

Sobald

Sobald der Tag anbrach, holten ihn seine drey Türken ab; und mit Vergnügen verließ er einen Ort, den ihm die Mohren schrecklich gemacht hatten. Sie marschirten den ganzen Tag, legten beynahe 9 Stunden zurück, und begegneten mehr als 4,000 Naplusischen Arabern zu Pferde in verschiedenen Kolonnen. Keine dieser Truppenabtheilungen, bey denen sie vorbey kamen, war so großmüthig, um nicht des Gefangenen Elende zu spotten. Von allen erlitt er grobe Beschimpfungen. Endlich kamen sie des Abends in einem kleinen Flecken, vier Stunden von Saint-Jean d'Acre, an.

Sobald ihn die Einwohner erblickten, stürzten sie haufenweise hinter ihm her, und stießen ein Freudengeschrey aus, wozu sie durch den Anblick eines christlichen Sklaven angefeuert wurden. Man brachte ihn in ein hinlänglich bequemes Haus, wo er weiter keine schlechte Handlung erfuhr; ja, man bemitleidete sogar einigermaßen seinen Zustand; legte aber jedoch, ehe man die Thüre vor ihm verschloß, seine Hände und Füße, ohne Rücksicht auf seine Schmerzen, die ihm seine noch immer unverbundene Wunden veursachten, in Eisen.

Den folgenden Morgen, den 26sten, reiseten sie nach Jean-d'Acre ab. Als sie am Ufer des Meeres waren, ließ man ihn vom Pferde steigen; er benützte diese Freyheit, um an das Gestade zu gehen,

 sei-

seine Füße zu baden, und seine Wunden auszuwaschen. Sie kamen bey den Thoren der Stadt gerade in dem Augenblicke an, als Bascha Würger (Dgezzar) aus Furcht vor einem Angriffe von Seite der Franzosen, den Einwohnern befohlen hatte, den Ort zu verlassen, indem er nur 4,000 Albaneser bey sich behalten wollte, mit denen er geschworen hatte, sich unter den Trümmern der Veste zu begraben.

Bey seiner Annäherung stürzte eine Masse bewaffneten Volkes auf ihn los; er hörte von allen Seiten schießen; kein Schuß traff ihn zwar; aber er empfieng viele Lanzenstöße und Stockschläge. Seine Araber deckten seinen Körper vermittelst ihrer Pferde, und vertheidigten ihn, so gut sie konnten, gegen den stürmischen Anfall eines wüthenden Pöbels. Es gelang ihnen, ihn zu den Thoren von Saint-Jean-d'Acre zu führen, und ihn dem Bascha Dgezzar vorzustellen. Mit einigen Lumpen von seinen Unterbeinkleidern und von seinem Hemde, das ihm nun zum Gürtel diente, bedeckt, den rechten Arm schrecklich aufgeschwollen, den Körper zerquetscht, das Gesicht vom Blute enstellt, durch Beschwerlichkeiten aller Art geschwächt, und sich kaum aufrecht zu erhalten im Stande, erschien er vor dem Würger. Dieser wurde bey dem Anblicke so vielen Elendes nicht bewegt und es zeigte sich keine Spur von Mitleid auf seinem häßlichen Gesichte. Auf den Bericht, den ungezweifelt Delesalle's Begleiter ihm abstatteten,

fragte

fragte ihn sein Dollmetscher in französischer Sprache, wo er zum Gefangenen gemacht worden wäre? Dieser glaubte, ihm die Wahrheit verbergen zu müssen; verschwieg ihm daher den ersten Theil seiner Begebenheiten, und schränkte seine Antwort darauf ein, daß es den 23sten Ventose zwischen 25 Dragonern, die er kommandirte, und einem Detachement Araber zu einem Vorpostengefechte gekommen sey, daß er Zwanzig seiner Waffenbrüder hätte fallen sehen, daß man ihn verwundet, und unfähig zum Kampfe, durchaus geplündert, und dann für todt auf dem Schlachtfelde zurückgelassen habe, daß er Abends wieder zu Kräften gekommen, und die ganze Nacht durchmarschirt sey, um zur französischen Armee zu kommen, aber daß er sich in den Gebirgen verirret habe, des Morgens zu einer feindlichen Wache gekommen, zum Gefangenen gemacht, und durch drey Araber hierher geführt worden sey.

Er wollte ihm nicht gestehen, daß er seinen ersten ersten Ueberwindern entwischt sey; allein, es mußte ihm nicht unbekannt seyn: denn er erfuhr, daß ihm vierzig Mann von ihrem Stamme den 24sten fünfzehn Köpfe von seinen Kameraden gebracht hätten, wobey ihr Anführer ihm gesagt, daß der Sultan, womit er Delesalle meynte, ihnen entwischt sey. Der Bascha befahl ihm, ihm die Hand zu küßen; er näherte sich ihm also, so wenig er auch zu einer solchen Zeremonie aufgelegt war. Es schien ihm aber

so, wie dem Bascha, daß er sich mit schlechtem Anstande dabey benahm: denn als sein Mund so eben die Hand des Dgezzar berühren wollte, zog er sie zornig zurück; ohne Zweifel hielt er ihn wieder einer so großen Ehre nicht werth.

Nach dieser Unterredung ließ er ihn in einen engen, ungesunden Kerker führen, in dem man kaum das Tageslicht erblicken konnte; auch kam es ihm vor, als wenn er ihn nicht allein bewohnte. Er war unter der großen Treppe des Palastes; und man legte ihm wieder Fesseln an Hände und Füße. Kaum war er in diesem Grabe, so kam ein Wundarzt, um ihn zu verbinden; er empfand nun das unaussprechlichste Vergnügen, er ward erquickt, sein Herz schlug fühlbar, und er wähnte sich neugeboren.

Indessen langte der Kommodore Sidney Smith, durch ein eben so glückliches, als unvorhergesehenes Ereigniß, im Palaste des Bascha an, der ihm sagte, daß er einen französischen Sklaven, einen Dragoner, in seiner Gewalt habe. Der Ritter Smith verlangte ihn zu sehen; man führte ihn, nackend und mit Ketten beladen, vor ihn; er war europäisch gekleidet, und hatte zur Begleitung seinen Etatmajor beyder Heere, nebst dem Herrn Philipp, einem französischen Emigranten. Delesalle's Zustand schien ihn zu rühren; er versicherte ihn mit Wärme, daß er alle Mittel, die in seiner Macht stünden, anwenden würde, um seine Leiden zu mildern, und ihn aus

der

der Sklaverey zu befreyen; er sprach selbst darüber mit dem Bascha in seiner Gegenwart, schlug ihm seine Auswechslung vor, und setzte hinzu: es sey möglich, daß der General Bonaparte türkische Kriegsgefangene habe, über derer Auswechslung man unter seiner Vermittlung unterhandeln könne. Der schreckliche Bascha ließ aber dem Kommodore durch seinen Dollmetscher antworten: daß, wenn Bouaparte türkische Kriegsgefangene habe, er ihnen die Köpfe abschlagen lassen könnte; er seiner Seits würde allen Franzosen, die ihm in die Hände fielen, die Köpfe abschlagen lassen. Sidney suchte daher dem Unglücklichen Muth einzuflößen, indem er ihm sagte, daß er sich schmeichle, zu einer andern Zeit Das zu erhalten, was der Bascha ihm itzt abschlüge. Delesalle antwortete auf alle diese Trostsprüche, die er ihm gab, daß er seit länger, als drey Tagen, allen Schrecken des Todes entgangen, und, fast an seinen Anblick gewöhnt, ihn nicht im geringsten fürchtete, vielmehr ihn als ein Glück betrachtete; daß er ihm aber jedoch für seine gütige Verwendung sehr verpflichtet sey, und ihn um die Fortdauer derselben bäthe.

Er kehrte hierauf in sein Gefängniß zu den Gefährten seines Elendes zurück. Ihrer waren Zwölf — alle Christen. Darunter befanden sich eilf Kaufleute von Jerusalem, Damas und Kairo, und ein Priester, der italiänisch sprach.

Er erstaunte bey dem Anblicke ihres bejammerungswürdigen Zustandes, der dem seinigen gleich kam. Da er nicht wußte, wes Standes und Glaubens sie waren, so wagte er es nicht, sie anzureden. Sie merkten seine Verlegenheit; und Einer von ihnen gab ihm auf italiänisch zu verstehen, daß sie seit sieben Monaten, ihres Vermögens beraubt, in diesem Kerker moderten, und daß sie Christen wären. Zum Beweise dieser Behauptung fielen die ehrwürdigen Opfer der Barbarey und des Geizes eines Bascha rund um ihn her auf die Kniee, und machten das Zeichen des Kreuzes. Er wiederholte dieses Zeichen, und warf sich ihnen in die Arme; sie benetzten ihn mit Thränen, wuschen ihm die Füße, und zerrissen die besten Stücke ihrer fast vermoderten und von Würmern zernagten Kleider, um ihn damit zu bedecken. Sie vereinigten ihre Seufzer und Hoffnungen. Welche Wonne gewährte diese Lage unserm Unglücklichen, der seit drey Tagen gefoltert war, und dem der Schmerz alle Sinne zerrüttet hatte! Jedes andere Gefühl verschwand, um dem Gefühle des wohlthätigen Mitleidens, des süßen und religiösen Zutrauens Raum zu geben. Wie rührend war die Sorgfalt, die ihm diese ehrwürdigen Märtyrer bewiesen! Aber er hat sie nie wieder gesehen. Sie wurden Alle bey dem ersten Kanonenschuße der Franzosen auf die Mauern von Saint-Jean-d'Acre ohne Erbarmen erwürgt. —

Den 27sten Ventose schickte der Kommodore Sidney um 9 Uhr Abends seinen Sekretär, John-Keith, mit einem Briefe, an den Bascha. Er bath ihn darinn, den Gefangenen unter Bedeckung zu ihm an Bord führen zu lassen. Dgezzar, mit dem itzt eher Etwas anzufangen war, ließ dem Ritter antworten, daß, weil er einen so großen Werth auf seine Befreyung setzte, er in zwey Stunden am Bord des Tiegers ausgeliefert werden solle. John ließ dem englischen Konsul diese Antwort mittheilen, um ihn in seiner Wohnung zu empfangen.

Der Bascha hielt Wort. Um 11 Uhr öffneten sich die Thüren seines Gefängnißes. Er sah beym Scheine einer Lampe den Obersten der Albaner hineintreten; 15 Bewaffnete folgten ihm, in Begleitung des Dollmetschers vom Bascha. Er glaubte, daß schon seine letzte Stunde geschlagen habe. „Herr Offizier, sagte der Dollmetscher, sie sind frey.“ „Ich kenne, antwortete ihm Delesalle kalt, die Freyheit, die ich von einem so grausamen Manne, dem ihr dienet, erwarten muß. Vorwärts — ich folge euch zur Hinrichtung. Dieser grausame Spott fehlte noch euerm Karakter und meinem Unglücke!“ Die Wache stellte sich nun in zwey Reihen; Delesalle gieng aus dem schauderhaften Orte, in welchem er doch Freunde zurückließ. Er glaubte zum Tode zu wandeln. Sie kehrten bey dem englischen Konsul ein, wo ihm seine Fesseln abgenommen wurden. Er

ließ ihm eine Art von Kaputrock geben, um ihn zu bedecken, und den Augen der Schildwachen, die auf freyer Straße ausgestellt waren, zu entziehen. Der Konsul, welcher ihn bis an die Thore der Stadt begleitet hatte, lieferte ihn an Bord des Tiegers. Nach so vielen Drangsalen schöpfte er itzt wieder freyer Athem. Es war Mitternacht. Welcher plötzliche Wechsel! welches unerwartete Glück! Die englischen Offiziere von jedem Grade kamen zu ihm. Man beeiferte sich, ihn seine elende Lumpen ins Meer werfen zu lassen. Er nahm ein Bad, und als er heraus stieg, ließ er sich von dem Wundarzte des Kommodore verbinden. Man gab ihm anständige Kleider. Der Ritter kam selbst einige Minuten nachher, bewillkommte ihn mit Wohlwollen und Güte, und wünschte ihm Glück, in einem so gefährlichen Augenblicke entkommen zu seyn. Denn, fügte er hinzu, die französische Armee ist so eben unter den Mauern der Stadt angekommen, und bey dem ersten Schuße würde ihr Kof durch das Schwert des Bascha gefallen seyn. Delesalle suchte ihm seine Dankbarkeit in lebhaften, tief empfundenen Worten auszudrücken; jener empfieng diese Beweise mit Bescheidenheit, und versicherte, daß er sich sehr glücklich schätze, einem französischen Offiziere von der Armee des Generals Bonaparte nützlich gewesen zu seyn.

Den 2ten Germinal schickte der Ritter Sidney Smith den Sekretär John-Keith an den General

Bona-

Bonaparte, als Parlementär, ab. Delesalle ergriff diese Gelegenheit, dem Bürger Bron, Brigadechef des dritten Regiments Dragoner, Nachricht von sich zu geben; er schickte ihm die genaue Erzählung seiner Begebenheiten, mit der inständigen Bitte, den General zu ersuchen, wegen seiner Auswechslung als Kriegsgefangenen der Türken zu unterhandeln. Bey der Rückkehre des Parlementärs erfuhr er, daß man ihn für todt gehalten, und seine Pferde und Effekten den 24ten Ventose verkauft hätte. Vom 2ten bis 3ten Germinal kreuzten sie an den Küsten von Tripolis, kamen zurück, und warfen vor Saint-Jean d'Acre Anker.

Der Bürger Allemand, Lieutenant bey Bonaparte's Garde zu Pferde, kam als Parlementär an Bord des Tiegers. Von diesem erfuhr er, daß Bascha Würger, sobald er die Ankunft der Franzosen unter den Mauern von Saint Jean-d'Acre erfahren hatte, alle in der Stadt befindliche Christen habe stranguliren lassen, und daß der Konsul dasselbe Schicksal gehabt; daß ihre in Säcke gesteckte und ins Meer geworfene Körper ans Ufer getrieben, und von der französischen Armee erkannt worden wären. Der Bürger Allemand stellte ihm einen Brief vom Kapitän Curto zu, in welchem derselbe ihm, im Namen aller seiner Kameraden, alle ihm etwa nöthige Hilfe anboth, und ihm zugleich die lebhafteste Theilnahme und aufrichtigste Freundschaft bezeugte. Er

gab

gab daher dem Allemand eine Antwort an seine biedere Gefährten, mit einem Verzeichnisse der Sachen, die ihm nützlich seyn könnten. Der Kommodore Sidney wollte aber den Vorschlägen der Uebereinkunft, welche Allemand von Seite Bonaparte's überbracht hatte, kein Gehör geben.

Der Ritter ließ jetzt durch einen Franzosen, den Schiffslieutenant Hedoux, ein rußisches Schiff miethen, um die Offiziere und Seeleute, die er am Bord seiner Flotte hatte, auf ihr gegebenes Ehrenwort, nicht gegen seine brittische Majestät die Waffen zu führen, ans feste Land zu bringen. Er machte Delesalle zum Vortheile eine Ausnahme, und gab ihm, als einem Gefangenen der Türken, einen Paßport.

Den 26sten Germinal giengen sie unter Segel nach Frankreich. Sie hatten einen englischen Offizier am Borde, um ihre Marque-Briefe in den Häfen der verbundenen Mächte vorzuzeigen, damit sie Hilfe und Schutz erhielten.

An dem Tage, an welchem sie die Anker lichteten, erfuhren sie, daß die französische Armee schon sechsmal versucht hätte, Saint-Jean-d'Acre mit Sturm zu erobern, und sechsmal zurückgeschlagen worden sey; sie hörten von beyden Theilen eine unausgesetzte Kanonade.

Ihr

Ihr Fahrzeug legte bey der Insel Rhodus an. Sie fanden daselbst mehrere Franzosen, welche die Türken in der Schlacht bey Abukir gefangen gemacht hatten, und auf die abscheulichste Art behandelten.

Zwey Franzosen, die das Schiff nicht fern von dem Ufer, an dem sie seufzten, vor Anker sahen, zerbrachen die Fesseln, die sie an ihren Füßen trugen, warfen ihre Kleider ab, näherten sich schwimmend dem Schiffe, hoben flehend ihre Hände zu den Schiffenden auf, bathen um Hilfe, und der griechische Lieutenant, der sich am Bord befand, ließ die Schaluppe ins Meer. Sie stiegen ein — um ans Ufer zurückgeführt zu werden, wo die Henker und der grausamste Tod ihrer warteten. Die Engländer befanden sich auf einem Parlamentärschiffe; und konnten daher, ohne Verletzung des Völkerrechts, Franzosen nicht das Leben retten. Zwar wandte der englische Kapitän Alles an; allein, es gelang ihm Nichts. Die Türken waren ohne Mitleiden. — Als sie die Gewässer der Insel Rhodus verließen, segelten sie in den Archipelagus, wo widrige Winde sie neun Tage aufhielten.

Den 22sten Floreal steuerten sie nach dem mittelländischen Meere, wo sie sieben Stunden hindurch von einem fürchterlichen Sturme herumgeschleudert wurden. Das Schiff wurde allenthalben

leck.

leck. In dieser gemeinschäftlichen Gefahr wurde die ganze Mannschaft von einem und eben demselben Geiste belebt, die Hoffnung der Erhaltung brachte aller Herzen einander näher, derselbe Muth begeisterte alle Passagiere, Alle, Russen und Griechen ausgenommen, welche, indem sie unter das Verdeck krochen, ein widerlich tönendes Geschrey ausstießen, und Furcht und Schrecken im Schiffe verbreiteten; Seeoffiziere, Soldaten, Matrosen, Franzosen u. s. w. vereinigten ihre Anstrengungen, berathschlagten weislich die Manövers, und führten sie mit Geschicklichkeit aus. Der Lieutenant des Schiffes, Hedour, begab sich allenthalben mit so vieler Kaltblütigkeit und Thätigkeit hin, daß es ihnen gelang, dem Sturme zu trotzen; er legte sich. Sie setzten nun ihre Reise fort, und legten bey Syrakus an, wo sie sich drey Tage aufhielten, um Wasser einzunehmen, und sich wieder mit Bedürfnissen zu versehen. Sie erfuhren dort, daß die Sizilianer die Passagiere zweyer von Alexandrien kommenden Schiffe zu Argustum, vier Meilen von Syrakus, ermordet hätten. Ihre Anzahl belief sich auf 300, worunter 200 Franzosen waren, die an Blindheit litten; unter diesen befand sich der Oberkriegskommissär Sussy. Endlich warfen sie nach 24 Tagen vor Messina Anker; von da gelangten sie den 24sten Prairial auf die Rhede vor Toulon, und nachdem die Quarantaine beendigt war, schiffte sich Delesalle aus, um zu seiner Ergänzungs-Eskadron zu Marseille zu stoßen.

---

Die

# Die Beniner. *)

Die Beniner sind abergläubisch und diebisch. Sie machen sich kein Gewissen daraus, Das, was sie den Tag über verkauft, und wofür sie den Werth erhalten haben, des Nachts wieder zu stehlen. Sie glauben an zwey höhere Wesen, an ein gutes, welches aber der Beniner nicht anruft, weil er ohnehin Nichts als Gutes von ihm erwartet, und an ein böses, welches er eifrig anbethet, um das Böse von sich abzuwenden. Einem despotischen Könige unterworfen, hält sich Jeder für dessen leibeigensten Sklaven, ja, man betrachtet ihn als einen Halbgott, der ohne Essen und Trinken leben könne, und zwar sterben müsse, aber nach Verlaufe einiger Zeit wieder auf der Erde erscheine. Die Beniner, ja, selbst die nahe gelegenen wilden Völkerschaften, reden mit ihm bloß in der tiefsten Erniedrigung. Sie werfen sich vor ihm auf die Kniee, schlagen die Augen nieder, und halten die Hand über den Mund, damit ja ihr Athem nicht bis zu ihm komme. Die Europäer genießen, was das Letztere betrifft, die Vorrechte der Prinzen des Landes. Da man ihren Athem für reiner, als den des gemeinen Volkes, hält, so dür-

fen

*) S. Verkünd. v. J. 1801. u. a.

fen sie stehend, aber vermittelst eines Dollmetschers, sprechen. Diesem sonderbaren Wesen, dem man Tausende als Schlachtopfer darbringt, werden auch nach seinem Tode noch Menschen geopfert, die sich, theils freywillig, theils gezwungen, in ein tiefes Loch, wo sein Leichnam ruht, hinabstürzen.

Der König von Benin zeigt sich das ganze Jahr hindurch nur zweymal außerhalb seines Palastes öffentlich, nämlich an den zwey jährlichen Festen. Diese Sitte hindert ihn indessen doch nicht, des Abends in den Strassen herumzugehen. Begegnen ihm da zufällig einige Schwarze, so kehren sich diese schnell um, oder werfen sich auf die Erde, indem sie den Kopf wegwenden. Der geringste Blick würde mit dem Tode bestraft werden. Als Einer der mächtigsten Könige von Afrika kann er nicht nur 100,000 Mann auf die Beine stellen, sondern auch nach Willkühr von seinen Unterthanen so Viele, als ihm beliebt, zu Soldaten nehmen. Die Beniner sind zwar gut und gastfreundlich, doch zugleich auch hab- und rachsüchtig. Nach den Grundsätzen ihrer Religion dürfen sie zwar keine Hand an die Weißen legen, aber vergiften dürfen sie selbe ohne Bedenken, um sie zu bestehlen, oder sich an ihnen zu rächen. Einen Fremden, der dort stirbt, und nicht zurückgefordert wird, läßt man ohne Begräbniß, und wirft seinen Leichnam in den Wald.

Man

Man unterscheidet unter diesem Volke vier Klassen von Prinzen, die man Fidors nennt, und die sich mit einem Korallenhalsbande von einer oder mehreren Schnüren zieren. — Sie feyern National- und jährliche Feste; auch haben sie noch besondere außerordentliche. Jährliche Feste giebt es zwey: das Fest der Korallen, und das Fest der Yamswurzeln. Bey beyden Festen opfert man Männer und männliche Thiere; Weiber und weibliche Thiere opfern sie nie. Diese blutigen Opfer finden vorzüglich bey dem Korallenfeste Statt. Hier werden die Halsbänder des Königs, seiner Frauen, und die der Fidors feyerlich in das Blut der Schlachtopfer getaucht, und die Gottheit wird gebethen, es ihnen nie an diesem kostbaren Schmucke fehlen zu lassen.

Obgleich das Yamsfest nicht ohne Blutvergießen abläuft, so sind doch die blutigen Opfer nicht die Hauptsache dabey. Die Yamswurzel ist für die Beniner, so, wie für alle Afrikaner, die unter den Wendekreisen wohnen, Das, was das Getreide für die Europäer ist; weßwegen sie ihre Kultur auch eifrig betreiben. Um nun aber diese Menschen dabey aus ihrer natürlichen Schlaffheit und Trägheit zu erwecken, so giebt man alle Jahre ein Wunder vor, welches ihnen glücklichen Erfolg für ihre Bemühungen verspricht. Wenn die Schlachtopfer geopfert sind, so bringt man dem Könige ein in der Sonne getrocknetes, irdenes Gefäß, ein wenig Erde, und eine

Yamswurzel von der letzten Aernte. Dieser legt die Wurzel im Angesichte seines Volkes in das Gefäß, und bedeckt sie mit Erde. Nun heben die Gesänge und Tänze an. Während das Volk sich seiner Freude überläßt, schieben die Fidors, die das volle Vertrauen des Königs haben, ein anderes ähnliches Gefäß unter, in dem sich eine Yamswurzel befindet, die schon in vollem Wachsthume ist. Das Volk staunt über das schnelle Wachsen, und glaubt fest daran. Je größer die untergeschobene Wurzel ist, eine desto reichere Aernte verspricht man sich, und verdoppelt daher die Beweise seiner Zufriedenheit.

Die besondern Feste haben nicht immer einen bestimmten Zeitpunkt. Einige hängen von Ereignißen ab, andere von dem Willen einzelner Personen. Gewöhnlich hält man sie zur Ehre verstorbener Verwandten. Der König feyert jeden Monat zwey solcher Feste, wobey eine unbestimmte Zahl von Sklaven und von Thieren umkömmt. Ehe der Sklavenhandel in diesem Lande eingeführt wurde, opferte der König, und mit ihm opferten die Reichen alle Kriegsgefangene. Allein, seitdem dieser Handel den Beninern ein sicheres Mittel darbiethet, sich die ihnen nothwendig gewordenen europäischen Produkte zu erkaufen, verkaufen sie alle gesunde Skaven und Kriegsgefangene, und opfern bloß die verstümmelten und misgestalteten, und die, aus denen sie keinen Vortheil mehr ziehen können, den Göttern. Die

mir=

minder Reichen, die keine Sklaven besitzen, opfern Thiere im Verhältniße mit ihrem Einkommen. Die dürftigsten Einwohner, die Nichts opfern können, dürfen sich an die Festzeremonien des Königs und der Reichen anschließen. Sie begnügen sich damit, Kokosnüße und andere Früchte, Palmwein, oder Branntwein zu opfern.

In dem Jahre 1787 wohnte Pallisot Beauvois, der 15 Monate dort verlebte, einem Yamsfeste und zwey andern besondern Festen bey. Eines der Letzteren wurde bey dem Könige angestellt. Man opferte dabey 15 Menschen, 15 Böcke, 15 Widder und 15 Hähne. Das zweyte Fest ward einige Tage zuvor bey dem Kriegskapitän Jabou, Einem von den 4 Ministern des Königs gefeyert. Man brachte dabey 3 Menschen, 1 Stier, 1 Bock, 1 Widder und 3 Hähne um. Die Zeremonien waren bey diesen zwey Festen die nämlichen; nur, daß bey dem des Königs mehr Blut floß, und mehr Pomp angebracht war. Das Fest des Heerführers Jabou ward auf die folgende Weise gefeyert.

Einige Stunden vor dem Feste begab sich der Minister, von seinem Gefolge, welches aus mehreren Musikanten bestund, begleitet, zu dem Könige. Einige bliesen auf einer Art von verlängertem Horne, Andere auf einer Art schlechter, mistönender Flöten, Andere schlugen auf kupferne Kessel. Dann kamen

Fidors mit einem, mit zwey und mit drey Korallenhalsbändern, und giengen unmittelbar vor dem Minister her. Hinter ihm befanden sich ein Dutzend seiner Weiber, die gerade seine Favoritinnen waren. Der Minister selbst war, nach Landessitte, reich gekleidet, und trug in der Hand einen breiten, kurzen, ovalen Säbel, wie ein Durchschlag durchlöchert, und am Griffe mit einem breiten, starken Ringe versehen. Seine Kleidung bestand aus mehreren Stücken Stoff von verschiedenem Werthe, die um die Hüften herum übereinander gehängt waren, und bis etwas über die Kniee hinunter reichten; der übrige Theil des Körpers war unbedeckt, ausgenommen der Hals, an dem das dreyfache Korallenhalsband und anderer Stein- und Glasschmuck hieng; der Kopfputz bestund aus bunten Federn. Seine Frauen, so wie er gekleidet, waren so mit Halsbändern überladen, daß die Brüste beynahe ganz damit bedeckt wurden. Die künstlich geordneten und getheilten Haare waren mit Korallenstückchen durchflochten, und bildeten eine unbestimmte Anzahl kleiner Kreise. Die in das Gesicht hereinhängenden Haare hatte man mit heißen Eisen gebrannt, und sie waren daher roth.

Der Kriegskapitän blieb ungefähr 5 Viertelstunden bey dem Könige, dann kehrte er in der schon erwähnten Ordnung zurücke; allein, sein Marsch war mit sonderbaren Umständen und Vorbereitungen zum Feste begleitet. Kaum hatte er die Hälfte des

Weges

Weges zurückgelegt, so stellte er sich wie ein Betrunkener, der immer fallen will, und taumelte bald von der einen, bald von der andern Seite auf das Volk zu, welches ihm schnell auswich. Diese Komödie spielte er dreymal, und jedes Mal mit drey Wiederholungen, indem er seinen Säbel in die Luft warf, und ihn geschickt am Griffe wieder auffieng.

Als Palissot vor seiner Thüre angekommen war, gab ihm der Minister, ehe er noch in die dritte Begeisterung gerieth, ein Zeichen, ihm zu folgen. Man führte ihn in einen Saal, wo er über eine halbe Stunde in Gesellschaft des Fidors, dem er anvertraut war, und eines Widders, blieb. Nach Verlaufe dieser Zeit kamen alle Weiber des Ministers an, derer Zahl sich auf 400 belief. Sie waren in ihrer Art wohlgestaltet, und ganz hübsch; ihre Farbe verlor sich vom ganz Schwarzen in das Gelblichtschwarze. Darauf führte man den Fremden an den Ort des Festes selbst. Dieses ist ein großer Hof, 80 — 100 Schritte lang, und unfähr 60 breit. Die eine Ecke war mit einem Dache bedeckt, unter dem ein Altar stund, der nicht viel von den europäischen Altären unterschieden war, und den an jeder Ecke zwey Elephantenzähne mit verschiedenen grob eingegrabenen Figuren zierten. Die Weiber des Ministers setzten sich auf die Stufen des Altars. Rechts zu ihren Füßen saß der Minister in einem hölzernen Lehnstuhle; Palessot und seinen

Führer ließ er links sitzen. Vor ihm saßen die Fidors auf Bänken; die zum Opfer bestimmten Thiere befanden sich auf der linken Seite des Platzes; das dem Altare gegenüber stehende Ende des Hofes nahm das Volk ein. Bis itzt war noch kein menschliches Schlachtopfer da.

Auf ein von dem Kriegskapitän gegebenes Zeichen fieng die Feyer mit einem traurigen und eintönigen Gesange an, den das Volk anstimmte, sich dabey die Hände rieb, und eine gegen die andere schlug. Als dieser Gesang geendigt war, so erhob sich am entgegengesetzten Ende ein Geräusche. Man brachte drey Neger, beynahe ganz nackt, bloß ein Stück weißes Zeug um die Hüften geschlungen, und die Hände auf den Rücken gebunden. Im Munde hatten sie einen Knochen, der um den Kopf herum durch einen Bindfaden festgebunden war. Ein langer Neger, der einen Säbel an der Seite, und um die Hüften ein Stück rothes Zeug gewunden hatte, hieß sie niederknieen. Palissot wurde auf sein Befragen versichert, daß diese drey Schlachtopfer keine Verbrecher wären.

Bey der Ankunft dieser Unglücklichen stimmte man einen zweyten Gesang an, der eben so unangenehm und disharmonisch, wie der erstere, tönte. Als er geendigt war, giengen 3 Fidors zum Kriegskapitän, und Jeder von ihnen empfieng von ihm einen

nen

nen Stock von einer Art hohlen Rohrs. Diese Stöcke tauchten sie drey Mal in ein Loch, welches sich in der Mitte der Altarstufen befand, und wo man die Opfergaben hinein that; dann giengen sie auf die Schlachtopfer zu, und Jeder gab ihnen 3 leise Schläge auf die Stirne. Die Neger schienen ruhig, und über ihr bevorstehendes Schicksal gar nicht erschrocken. Jeder hatte einen äußerlichen Fehler, weßhalb sie die Sklavenhändler nicht gekauft haben würden.

Itzt stimmte das Volk einen dritten Gesang an, der länger, als die beyden ersten, dauerte, und erst nach dem Opfer aufhörte. Der Opferer, der kein Priester, sondern ein gemeiner Neger, und bloß zu dieser Funktion bestimmt ist, gieng bis in die Mitte des Platzes. Hier schwang er seinen Säbel drey Mal, und nachdem er die Einwilligung des Ministers erhalten hatte, trat er zu den Schlachtopfern, legte sie mit dem Bauche auf die Erde, und hieb ihnen die Köpfe ab. Jeder Kopf wurde dem Volke gezeigt. Die Körper schleifte man aus der Residenz hinaus auf die Landstraßen, wo sie des Tages über von Geyern, die Niemand tödten darf, und des Nachts von Tiegern und andern wilden Thieren verzehrt wurden.

An dem vielen Gesange, der itzt lebhafter und wilder, als die vorhergehenden, angestimmt wurde, nahmen auch die Weiber Antheil; sie sangen zugleich mit den Männern. Diese Letzteren,

 gleich

gleich trunken von Fanatismus und Branntwein, hielten sich fest verschlungen, und trippelten nach dem Takte herum. Sobald diese Zeremonie geendigt war, schlachtete man die Thiere ungefähr auf dieselbe Art. Allein, das Fleisch vertheilte man unter das Volk, nahm aber vorher so viel hinweg, als der Minister für sich gebrauchte. Endlich brachten zum Beschluße des Festes die Weiber den Armen ihre Gaben dar, sie giengen, Eine nach der Andern, bis an den Altar, knieeten nieder, und warfen, nachdem sie einige Gebethchen leise gemurmelt hatten, in das für die Gaben bestimmte Loch Kokosnüße, Yamswurzeln, Paradiesfeigen und andere Früchte, und begossen sie mit Palmen- oder Branntweine. —

Diese Völker bewohnen die Westküste des tropischen Afrika. Das gefährliche Klima und das abschreckende Beyspiel aller Seefahrer, die an dieser pestilenzialischen Küste landeten, sind Ursache, daß beynahe seit einem Jahrhunderte dieses Land bloß von einigen Kaufleuten, die des Sklavenhandels und der Elephantenzähne wegen dahin kamen, besucht wurde. Beynahe alle Seefahrer, die dort landeten, kamen um, oder büßten wenigstens den größten Theil ihrer Schiffsmannschaft ein. Das Klima rafft fast alle Europäer von jedem Alter und jeder Konstitution dahin. Von 300 Franzosen

zosen, die sich mit Pallisot Beauvois, dem wir diese Nachrichten verdanken, dahin einschifften, erlagen mehr als fünf Sechstheile. Er selbst hatte während der fünfzehn Monate, die er dort verlebte, drey schwere Krankheiten zu überstehen.

---

# Karl Domeri. *)

Karl Domeri, aus Benkzin in Pohlen gebürtig, und auf dem le Hoche durch ein Schiff, welches zur Eskadre des Sir J. B. Warren gehörte, zum Gefangenen gemacht, hatte acht Brüder, welche alle von Einem Vater erzeugt waren, der ihnen zu ihrem Erbtheile Nichts, als seine Gefräßigkeit und seine Armuth, hinterließ, welch letztere sie nöthigte, Soldaten zu werden. Schon als ein Jüngling von fünfzehn Jahren fieng unser Pohle an, eine große Eßlust zu fühlen. Ungeachtet man ihm zwey Rationen mehr, als den andern Soldaten, gab, so hätte er doch nicht leben können, wenn seine Kameraden ihm nicht von ihren eigenen Portionen Etwas beygelegt hätten. Im Lager ersetzte er, wenn ihm Fleisch und Brod nicht, wie gewöhnlich, gegeben wurden, Beyde dadurch, daß er täglich fünf Pfund Gras aß. Ueberdieß dienten ihm noch Hunde, Katzen und Mäuse, seinen Heißhunger zu stillen. Oefters aß er sogar lebendige Katzen, welche ihm Hände und Gesicht dafür weidlich zerkratzten.

Während

*) Aus einem Londner Blatte.

Während der Belagerung von Thionville befand er sich in preußischen Diensten; und als der Lebensmittel weniger wurden, gieng er zu den Franzosen über. Hier wurde seine Gefräßigkeit bald bey der ganzen Armee bekannt, und man machte sich ein Vergnügen daraus, ihm Hunde, Katzen und Ratzen zu bringen, die er lebendig aufaß, auch noch obendrein Lichter, sammt dem Dochte, verschluckte.

In der Folge befand er sich unter der Zahl Derer, die zur Expedition gegen Irland eingeschifft wurden; und richtete in dem Schiffe eine schreckliche Konsummtion von allen Lebensmitteln an, die die Soldaten eigens für ihn zusammengebracht hatten. Als das Schiff Hoche, nach einem hartnäckigen Gefechte, sich zu ergeben genöthiget wurde, und er sich vom Hunger ungemein gequält fühlte, fand er auf dem Verdecke das Bein eines Matrosen, welches eine Kanonenkugel von dessen Körper getrennt hatte, nnd aß bereits an demselben mit Heißhunger, als ein Matrose empört hierüber, ihm das Bein aus den Händen riß, und solches in das Meer warf.

Seitdem er zu Liverpool im Gefängniße war, hatte er eine todte Katze und zwanzig Ratzen gegessen, ob man ihm gleich die Portion von zehn Menschen zuließ. Man sah ihn nebenbey oft noch an einem Tage eine rohe Rindleber, drey Pfund Lichter und mehrere Pfunde rohes Rindfleisch aufzehren. Ueberhaupt ißt er nur rohes Fleisch gern; Brod und Hülsenfrüchte aber dann, wenn er nichts Anders hat.

Seine

Seine außerordentliche Gefräßigkeit bewog den Doktor Johnston, Kommissär des Seewesens für die Kranken und Verwundeten, dem Arzte des Spitals zu Liverpool zu schreiben, und ihn zu bitten, ihm eine genaue Beschreibung des thierischen Lebens, der Leibesbeschaffenheit und des Gemüthszustandes dieses Menschen zu liefern, ihm auch folgende Fragen zu beantworten, nämlich: Wie sein Schlaf und seine Transspiration seyn? in welchem Grade die Hitze seines Körpers nach dem Thermometer stehe? ob sein Hunger größer, als der seines Vaters, sey? ob seine Muskeln eben so groß, wie die eines andern ordentlich gewachsenen Menschen von seinem Alter, sey'n? ob er einen eindringenden, oder blöden Geist habe? endlich, welche Ursachen wohl diese Gefräßigkeit hervorgebracht haben möchten?

Der Spitalarzt, Gilbert Blane, beantwortete sehr befriedigend alle Anfragen des Doktor Johnstohn, der ihn endlich sogar selbst besuchte, um sich von seiner Freßbegierde zu überzeugen. In Gegenwart des Admirals Child, und dessen Sohnes, des Herrn Forster und anderer Personen, sah er ihn an einem Tage vier Pfunde roher Kuheiter, fünf Pfunde rohen Rindfleisches, und zwölf Pfunde Talg essen, und dazu fünf Bouteillen Porterwein trinken, welches im Ganzen ein und zwanzig Pfunde Fleisch oder Fett beträgt, wobey das Bier, was er den ganzen Tag hindurch getrunken hatte, nicht berechnet wird, ohne daß er sich erbrach, ruinirte, oder einen Stuhlgang hatte.

Geschichte

Geschichte

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Durach, Johann B., 1766-1832

Erzählungen interessanter Geschichten aus dem Leben merkwürdiger und berü
hmter Personen älterer und neuerer Zeit

Berlin 1803

Paed.pr. 942
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759648-5